Op. misc.
o
16ª

~~Zb III 51.~~

Op. misc. 16

h/m

C. A. G. K.
1779. a. i.

Repertorium

der

besten Aufsätze

aus

den neusten deutschen Zeitschriften.

BIBLIOTHECA BAMBERGENSIS

Berlin, 1795.
bei Christian Gottfried Schöne.

Vorrede.

Es erscheint hiemit das erste Bändchen einer Sammlung der besten Aufsätze aus unsern neusten deutschen Zeitschriften. Von dem Nutzen und der Brauchbarkeit einer solchen Sammlung wäre überflüßig viel zu sagen. Wie viel Personen giebt es, deren Zeit es erlaubt, die Menge von Zeitschriften, deren monatlich wohl vierzig bis funfzig erscheinen, wenn man auch nur die vorzüglichsten rechnet, auch nur flüchtig durchzulaufen, geschweige mit Aufmerksamkeit durchzulesen? Wie mancher schöne Aufsatz wird da nicht in der Geschwindigkeit überschlagen! Vors andre haben auch diejenigen, die nicht in oder um eine große oder gute Mittelstadt herum wohnen, nicht einmal Gelegenheit, dieselben zum Lesen zu bekommen, und sie sich selbst anzuschaffen, dürfte wohl manchem Freund der Lektüre zu kostspielig werden.

Man ist also darauf bedacht gewesen, dem Publiko eine zweckmäßige Auswahl dieser Aufsätze vorzulegen, und es wird von der guten oder schlechten Aufnahme dieses ersten Bändchens abhangen, ob man mit dieser Samlung fortfahren wird oder nicht. Man wird sich indessen bestreben, in die folgenden Bändchen noch mehr Mannichfaltigkeit und Interesse hineinzubringen, als es in diesem Stück geschehen konnte. Es werden auch kleine fliegende Schriften benutzt werden, da dieselben sich sobald vergreiffen. So hat man z. B. auch in dieses Bändchen das Wesentlichste von der, bey Baumgärtnern erschienenen Beschreibung des Telegraphen mit hineingebracht. Schlüßlich will ich nur noch bemerken, daß man bey dieser Auswahl nichts aufnimmt, was nicht das Publikum vorzüglich interessirt, wie man auch aus vorliegendem Bändchen ersehen wird, daher man es denn demselben aufs beste zu empfehlen keinen Anstand nimmt.

Der Herausgeber.

I.

Beschreibung des Telegraphen, oder der neuerfundenen Fernschreibemaschine in Paris.

Dieses ist eine der wichtigsten Erfindungen neuerer Zeiten, und der Nutzen derselben kann noch nicht so berechnet werden, weil dieselbe noch nicht so ausgebreitet ist. Die Beschreibung, die wir davon haben, rührt von einem Augenzeugen her, und wir können uns also um so mehr darauf verlassen.

Telegraph ist ein griechisches Wort, das diese Sache gut ausdrückt, und im Deutschen weiß man bis jetzt kein besseres, als Fernschreibemaschine.

Man hat in neuern Zeiten oft auf Mittel und Wege gesonnen, eine Nachricht, eine Ordre, z. B. zum Truppenmarsch geschwind zu verbreiten, und in die Entfernung zu bringen. Man ist darauf gefallen, Signale fürs Ohr durch abgeschoßne Kanonen

nonen *), fürs Auge durch steigende Raketen, oder durch wehende Flaggen zu geben. Aber alle diese Berichtigungsarten in die Ferne haben gewisse Beschränkungen, die ihre Anwendung erschweren, oder nicht hinlänglich seyn lassen. Der Apparat ist meistens zu groß, und die Ausführung denn doch langweilig. Wenn man eine Nachricht, die nicht schon vorher abgeredet ist, verständlich machen wollte, wie viel Schüsse gehörten nicht dazu? Wie viel Schüsse erforderte nicht ein einziges Wort, da man nur durch die Zahl der Schüsse jeden Buchstaben verständlich machen kann? Und wie kostbar sind diese sprechenden Donner! Wie kostbar, wenn die geheime Nachricht weiter geleitet werden soll, als der Schuß einer Kanone gehört werden kann! Und wie sehr müssen mehrere Stationen die Geschwindigkeit, die doch der erste und höchste Zweck ist, verzögern!

Herr Chappe in Paris, Ingenieur und Geograph, übersah alle die Mängel und Unzulänglich-

*) So wurde z. B. die Nachricht, daß Joseph der Zweyte zum römischen Kaiser erwählt worden, in 2 Stunden von Frankfurt nach Wien gebracht, indem man zuvor auf der ganzen Straße dahin in gewissen Distanzen Canonen aufgepflanzt hatte, die dann eine nach der andern gelößt wurden. Hiebey muß aber immer eine vorherige Verabredung statt finden, also ist dieses Mittel, eine Nachricht zu verbreiten, doch sehr mangelhaft.

lichkeiten jener Arten, schnelle Nachrichten in weite Entfernungen zu geben, und dachte lange auf eine eigne, die von den bekannten Fehlern frey wäre. Sein Fleiß und sein Scharfsinn waren glücklich. Er entdeckte, oder vielmehr er ersann eine Maschine, die bey der größten Einfachheit doch die mannichfaltigsten Figuren sehr leicht darstellt, und auf diese Art einem entfernten Beobachter, dessen Auge bewaffnet ist, Alles aufs leichteste und verständlichste vorschreibt oder vormalt, was ihr Regierer nur will, was nur gesagt und geschrieben werden kann.

Im Sommer des verwichenen 1794. Jahres legte Herr Chappe seine neue, oft gewünschte, und, wie nicht anders zu erwarten war, sehr nutzbare Erfindung, dem Nationalconvente vor. Der Convent übergab diese wichtige Sache sogleich der Unterrichtskommission zur Prüfung, und verlangte schnelle Berichtsabstattung.

Der Bericht fiel aus, wie er ausfallen mußte, wenn man mit vorurtheilsfreyem Auge sah, und die gesetzgebende Versammlung eilte sogleich zur Ausführung einer solchen Fernschreibemaschine auf dem Louvre, das, wie bekannt, nicht weit vom Palais d'Egalité, und dem Versammlungsorte des Convents ist.

Sie kam bald in Gang, und bewies nun durch den wirklichen Gebrauch die gerühmte Vortrefflichkeit derselben, Schnelligkeit im Wortma-

len, und Allumfänglichkeit für die ganze Sprache. Das Volk staunte, die Klugen bewunderten die glückliche einfache Wirksamkeit, und jedermann, der die Nutzbarkeit einsahe, klatschte dem scharfsinnigen Erfinder dankbaren Beyfall zu.

Der Vortheil ist über alle Erwartung, ja er ist zuweilen nicht zu berechnen, oder wenigstens nicht zu bezahlen. Den Brief, den ich jetzt mit dieser Maschine, mit dem Telegraph schreibe, lieset mein Korrespondent, mein Freund, mein Handlungsagent, fast in derselben Viertelstunde, und wenn er auch vierzig, funfzig Meilen entfernt wäre, kann ihn lesen nach Verlauf von nur 20 bis 25 Minuten, wenn er hundert Meilen entfernt wäre.

Das Dekret, das der Nationalkonvent jetzt in Paris giebt, ist in der nächsten Viertelstunde an den Gränzen des Reichs. Befehle an die kommandirende Generale werden eben so schnell an die Armeen sowohl am Rhein als an den Pyrenäen versandt. Und eben so schnell erhält der Konvent Nachrichten von dort her, Antworten von da zurück.

Der Verfasser dieser Nachricht war an dem Tage, als Kondé wieder an die Franzosen übergieng, selbst im Nationalkonvente, und hörte, wie die Nachricht von dieser Begebenheit kaum 15 oder höchstens 20 Minuten, nachdem sie sich ereignet hatte, durch den Telegraph in Paris ankam,

und dem Konvent gemeldet ward. Man bemerke, daß man sie von Lille erhielt, welches 40 Meilen von Paris und 4 von Konde' entfernt ist. Herr Chappe, der Regierer und Herr des Pariser Telegraphs, schrieb dem Konvent:

„Mon Correſpondent a Lille m'apprend que Condé eſt rendu a la Republique, & la garniſon priſonnière de guerre.“

„Mein Korrespondent in Lille meldet mir, daß Konde' wieder in den Händen der Republik, und die Besatzung zu Kriegsgefangenen gemacht worden ist.“

Nachdem sich das gewöhnliche Freudenklatschen gelegt hatte, faßte der Konvent sogleich folgendes Dekret ab, das dem Herrn Chappe zur Weiterbeförderung augenblicklich zugesandt ward.

„Der Konvent dekretirt sogleich, daß Konde' hinfort nicht mehr Konde', sondern Nord libre (freyer Nord) heissen soll, und daß die Nordarmee nicht aufgehört hat, sich um das Vaterland verdient zu machen. Der Telegraph wird beordert, dieses Dekret nach Lille zu überschreiben, damit es von dort durch einen ausserordentlichen Kurier nach Nordlibre befördert werde.“

Sobald Herr Chappe dieses Dekret empfing, begann die Maschine unter einer grossen Menge von Zuschauern zu schreiben, und war in wenig längerer Zeit, als ein ordentlicher Schreiber, wenn

er die Buchstaben schön darstellen will, zu diesen Zeilen gebraucht haben würde, mit der Vollbringung ihres Auftrages fertig.

Noch in derselben Sitzung, kaum nach Verfluß von fünf Viertelstunden, meldete Herr Chappe die schon zurückerhaltene Nachricht und Antwort in folgenden Worten:

„Mein Correspondent zu Lille meldet mir den Empfang des Dekrets, und daß es ein Kurier bereits nach Nordlibre bringe.“ Man denke sich die Geschwindigkeit dieser Fernschreibung. In 70 Minuten gieng die Nachricht hin nach Lille, ward dort das Dekret an die Municipalität abgegeben, ein Kurier nach dem nunmehrigen Nordlibre abgesandt, und von dem allen wieder Bericht zurück erstattet. Man denke sich die Länge eines Weges von 80 französischen Meilen, und dazu den unumgänglichen Aufhalt der Weiterexpedirung in Lille, und frage, ob eine Falkenpost solche Schnelligkeit leisten könnte? Ob eine Schwalbe so geschwinden Flug vermag? In einer Stunde hatte Kondé seinen neuen Namen, den man ihm in einer Entfernung von 40 Meilen beylegte; wenige Stunden nach seiner Uebergabe war sein alter Name dem Willen des Konvents gemäß abgeändert, und die Armee empfieng den Dank der Volksrepräsentanten. Diese Schnelligkeit erhöhte die Freude, die man bey der Armee, in der Stadt, und in der ganzen Gegend

bey

bey diesem glücklichen Ereigniß empfand, noch um sehr vieles, und gewiß machte das Pariser Dekret nicht die starke Sensation, wenn es erst nach einigen Tagen auf dem gewöhnlichen Wege ankam, wo der erste Jubel schon halb wieder abgekühlt war.

Zwanzig Stunden nach der Meldung des Herrn Chappe erhielt man die Bestätigung von der Wiedereinnahme Konde's durch Kuriere, die gewiß keine Zeit versäumt hatten.

So bekam man auch in Paris durch den Telegraphen die Nachricht von der Wiedereroberung von Valenciennes, Quesnoy und Landrecy, sogleich nachdem diese Begebenheiten vorgefallen waren. So wußte man durch dieses Instrument letzthin daselbst den andern Tag, daß die Engländer bey Herzogenbusch zurückgedrängt wurden. So erhielt der Konvent sogleich Bericht über die neuen Operationsplane, die durch diesen Vorfall nöthig und thunlich schienen; und gab sogleich die nöthigen Befehle. Durch dieses Mittel erhalten die Operationen Einheit und Geschwindigkeit, zwey Vortheile, die im Kriege gewiß sehr bedeutend sind.

Es folgt nun hier eine nähere Beschreibung dieser Maschine, da sich viele ganz falsche Begriffe davon gemacht hatten.

Der Pariser Telegraph ist auf dem Louvre, auf dem mittelsten Pavillon, dem Karusselplatze gegen-

genüber angelegt. Es ist eine Art von Observatorium, das über das Dach emporragt, von viereckigter Figur und platt gedeckt. Seine 4 Seiten sind ganz mit Glas ausgesetzt, damit man sich allenthalben umsehen könne, und seine Bedekkung ist mit einer Gallerie gleich einem Altane umgeben. Aus der Mitte dieses Altans steigt eine eiserne Stange empor, an welcher in einer Höhe von 12 Fuß ein eiserner mit Nationalfarben bemalter breiter Flügel, der sich um eine Axe dreht, befestigt ist. Dieser Flügel hat die Länge von 9 Fuß und die Breite von 9 bis 10 Zoll. Durch einen leichten Mechanismus kann er von dem Fensterzimmer aus, in jede beliebige Richtung gebracht werden, und man erblickt ihn bald waagerecht, bald schräg, bald lothrecht, welches die Stellung der Ruhe ist.

An den beyden Enden dieses Hauptflügels sind zwey andere kleinere, zwar von gleicher Breite mit dem grossen, aber nur von halber Länge angebracht, welche sich gleichfalls um Nieten drehen, und alle mögliche Richtungen annehmen können.

Wenn die Maschine ruht, sind die Nebenflügel eingeschlagen, und liegen platt auf dem Hauptflügel, so daß sie von unten aus nicht wahrzunehmen sind. Wenn aber die Maschine schreibt — la machine va, ah la machine va! — sagt dann das zu tausenden umher versamlete Volk, so strecken sie sich bald nach der, bald nach jener Richtung

tung aus, bald streckt sich dieser allein, bald jener allein, bald beyde parallel, bald entgegengesetzt, bald widersinnig. Man erblickt sie da oft in der Figur eines griechischen Π oder eines lateinischen Z eines ⊔ oder wie einen Doppelhaken oder noch in andern Figuren, wie man z. B. mit einem Arm durch die Beugung erstaunend viele Stellungen hervorbringen kann, und dieses kann mit der Maschine noch einmal so oft geschehen, weil dieselbe zwey solcher Arme hat.

Doch alle die möglichen Richtungen dieser Seitenflügel beschränken sich der Einrichtung der Maschiene nach, auf die Winkel von 45, 90, 135, 180, 225, 270 und 315 Grade, mithin hat jeder siebenerley bestimmte Richtungen; nun ergiebt sich aus den Grundsätzen der Combination, daß diese Nebenflügel einzeln und mit einander 63 verschiedene Figuren zu bilden vermögen. Multiplicirt man diese mit den vier verschiedenen Stellungen des Hauptflügels, so erhält man 252; und addirt man hierzu die vier Hauptflügelstellungen, wo kein Nebenflügel spielt, so hat man 256 verschiedene, und sehr merkbar unterschiedene Figuren und Figurenlagen, die für eben so viel bedeutende Zeichen, wie es die Buchstaben und Ziffern sind, gelten können.

Es steht nun frey, aus diesen Figuren oder Figurenlagen so viele auszuwählen, als man zu schriftlichen Bezeichnungen für nöthig hält, um

diejenigen auszuwählen, die man ihrer Gestalt wegen am schicklichsten, und am bequemsten findet.

Wir haben vier und zwanzig Buchstaben, die wir im Fortlaufe der Schrift als kleine, und im Anfange der Sätze und gewisser Wörter als große gebrauchen; diese doppelte Bezeichnung der 24 Buchstaben erforderte also 48 verschiedene Zeichen.

Die Franzosen haben ferner drey Betonungszeichen für den schweren, gehaltenen, und scharfen Silbenton, diese erhöhen jene 48 Zeichen zu 51. Absonderungszeichen giebt es sechs, , . ; : ! und ? diese zu 51 hinzugethan, macht 57.

Noch findet sich endlich in unsrer Schrift ein Bindezeichen, und im Französischen ein Modificationszeichen am ç, welchen beyden man noch die Klammer [ ] oder ( ) hinzufügen kann, diese machten also in Allem 60 Zeichen für die Schrift oder Wortschreibung nöthig und erforderlich. Zehen andere mußte man noch für die Zahlen auswählen, und die ganze Anzahl der telegraphischen Zeichen stieg also auf 70.

Diese 70 ausgewählten Zeichen machen nun das telegraphische Alphabet aus, das nach Erforderniß, oder nach Willkühr fast unendliche Male abgeändert werden kann.

Nachdem das telegraphische Alphabet gewählt und festgesetzt ist, stellt die Fernschreibemaschine

alle

alle die Figuren, die den Buchstaben des Textes, der sie für den fernen Beobachter, dem er kund gethan werden soll, schreibt, zukommen, ihrer Folge nach, nach und nach in einer mäßigen aber nicht langsamen Bewegung dar, welche dann der erwähnte ferne Beobachter auffaßt, und in die gewöhnlichen Schriftzüge wieder überträgt. In jeder der bedeutenden Stellungen ruht die Maschine ein Weilchen, aber nur einen Augenblick, welche hinreicht, bemerklich zu machen, daß sie geltend, nicht durchgehend ist. Jede dieser Figuren wird von der auf sie folgenden, und von allen übrigen sogleich nachgemacht, wenn also die erste in Paris mit Schreiben fertig ist, so ist die an den Gränzen auch fertig.

Die Weite, in die der Telegraph unmittelbar schreiben kann, ist einerley mit der, aus welcher er durch ein gutes Spiegelteleskop scharf und deutlich mit seinem Spiegel noch zu erkennen ist. Diese Weite bestimmt sich nach der Erfahrung auf 6 bis 8 Stunden, sie kann aber, wenn Hindernisse der Erdfläche, nämlich Berge und hohe Wälder, vorkommen, nicht immer so lang in der Anwendung angenommen werden. Der nächste Telegraph außer Paris nach Lille zu, ist zu Monmartre, nur eine kleine Meile von dem erstern auf dem Louvre entfernt, weil ein Berg die weitere Aussicht, und die fernere Hereinsicht begränzte.

Um die Wirksamkeit des Telegraphen sehr weit, viel weiter als drey deutsche Meilen, seinen

weite=

weitesten unmittelbaren Wirkungspunkt zu erstrecken, war es also nöthig, andere von Station zu Station — welche Stationen durch die Lokalverhältnisse bestimmt werden — anzulegen, welche die erhaltenen Aufträge augenblicklich weiter spediren. Von Paris bis Lille waren 12 erforderlich.

Die Zwischentelegraphen verursachen also gar keinen Aufenthalt, denn so wie der Telegraph in Paris Monmartre schreibt, schreibt dieser auch schon für den dritten zu Montmorency, und alles dieses kopirt dieser augenblicklich für den vierten u. s. f.

Auf den Observatorien der Telegraphen sind allenthalben Leute angestellt, welche beständig auf ihre benachbarten Telegraphen durch Fernröhre Achtung geben, und von Zeit zu Zeit wie Schildwachten oder Burgwarten abgelöset werden.

Man ist in Paris so sehr von der vielfachen Nutzbarkeit der Telegraphen für die Regierung und fürs Kommerz überzeugt, und von der fast augenblicklichen Nachrichtsverbreitung desselben so eingenommen, daß der Konvent beschlossen hat, nach allen Gegenden des Reichs zu Telegraphe anlegen zu lassen. Ein Entschluß, an dessen Ausführung man schon mit allem Eifer arbeitet. Daß dann, wenn alle diese Telegraphen aufgestellt, und im Gange sind, dem Konvente nichts Wichtiges, was im Reiche vorfällt, und wär' es auch

auch an den äussersten Gränzen desselben unbe= kannt, länger als einige Viertelstunden unbekannt bleiben kann, leuchtet in die Augen. Wie un= übersehlich ist z. B der Nutzen dieser Maschinen bey entstandenen Rebellionen, wobey alles auf Geschwindigkeit ankommt. Nachrichtsüberbrin= gungen durch Kuriere sind bey ihrer Langsamkeit, die sonst Geschwindigkeit hieß, manchen Zufällen und Verhinderungen ausgesetzt, und oft sind sie auch ganz unmöglich. Der Telegraph kennt bey der Geschwindigkeit des Lichtstrahls keine Hinder= nisse, keine Auffangungen seiner körperlosen Brie= fe, selbst des Nachts erstattet er seine Berich= te durch Fackeln, die auf den Enden der Haupt= flügel und der Nebenflügel angebracht werden. Nur starke Nebel und heftige Regen können ihn zuweilen nöthigen, seine Geschäfte bis zu ihrem Verschwinden und Aufhören, da dergleichen in Frankreich selten lange währt, aufzuschieben.

Der Pariser Telegraph gehört, wie schon erwähnt worden, Herrn Chappe eigenthümlich. Der Konvent bot ihm für seine Erfindung eine ansehnliche Belohnung an: Herr Chappe aber schlug sie aus, und begnügte sich, als guter Patri= ot, mit der Ehre des Dekrets, sich ums Vater= land wohl verdient gemacht zu haben.

Daß niemand zu dem Telegraphen hinzu ge= lassen wird, und daß die Bedeutung seiner Fi=

 guren

guren ein Geheimniß ist, darf ich Ihnen wohl nicht erst bemerken. Indessen bin ich durch einen sonderbaren Zufall so glücklich gewesen, aus den Papieren des Robespierre den ganzen Mechanismum oder Einrichtung der Maschine und die Prinzipe, nach denen sie berechnet ist, zu erhalten, und ich werde nächstens noch mehr davon dem Publiko mittheilen. Da ich auch die Freundschaft des Herrn Chappe's genieße, so habe ich auch viel von ihm erfahren.

Zu geheimen Angelegenheiten bedient sich der Konvent eines eignen Alphabets, dessen Bedeutung vielleicht nur der Regierer des ersten und letzten Telegraphs weiß, das aber wie natürlich aus jenen 256 Figuren genommen ist. Das, welches bey Benachrichtigungen, die dem ganzen Publikum zukommen sollen oder wenigstens könnten, im Gebrauch ist, ist schon durch den Druck bekannt gemacht worden. Also auch hierinn haben es die Franzosen, wie in vielen andern Stücken, andern Nationen zuvor gethan, daß sie die so oft gewünschte geschwinde Mittheilung einer Nachricht auf einem so guten und sichern Wege erfunden haben.

II.

Ueber die Wichtigkeit des Kantischen Systems ausserhalb der Gränzen der Schule.

In einem Briefe.

(Deutsches Magaz. St. Oct. 1794.)

Nicht ohne Verwunderung, lieber Freund, lese ich die in Ihrem letzten Briefe an mich aufgeworfene Frage: „Wozu denn doch alles das spekulative Studium unserer Zeiten noch führen werde, und was für ein Nutzen im Allgemeinen davon für die Menschheit zu erwarten stehet?“— „Seit Jahrtausenden, sagen Sie, habe man sich in dem dürren Gefilde metaphysischer Abstraktionen und tiefsinniger Nachforschungen über bloße Begriffe herumgetummelt, ohne daß daraus ein spürbarer Nutzen für das menschliche Geschlecht erwachsen sey. Es sey daher nicht einzusehen, wie so manche sonst denkende und für das Wohl des menschlichen Geschlechts eifrigst bekümmerte Männer jetzt eine Hauptquelle der Verbesserung desselben aus jenen bisher so unfruchtbaren Feldern des Wissens ableiten, und das Studium des neuen philosophischen Systems als ein für den wahren Menschenfreund recht angelegentliches Geschäft betreiben können, da doch schwerlich sein Einfluß sich über die engen Gränzen der Schule hin-

hinaus erstrecken werde." — Nur die von Ihnen selbst eingestandne Unbekanntschaft mit dem ganzen Umfange dieses Systems, welches eigentlicher zu studiren Ihre näheren Beschäftigungen Ihnen nicht erlaubten, und das Ihnen nur von seiner dem Anscheine nach abschreckenden Seite bekannt geworden zu seyn scheint, giebt mir den Schlüssel zu dieser Frage. Um indessen, da Sie überhaupt den praktischen Nutzen abstrakter Spekulationen in Zweifel zu ziehen scheinen, Ihnen hievon ein erläuterndes Beyspiel anzuführen, darf ich Ihnen nur den ausserordentlich weit greiffenden Nutzen der mathematischen Abstraktionen in Erinnerung bringen. Freylich versteht der gemeine Maurer oder Tischler nicht die Berechnung der Winkel, und des Zirkels, aber er wendet die Resultate derselben praktisch an, und verläßt sich auf das Zeugniß seines Gefühls, welches ihm für die Richtigkeit der Proportionen bürgt, ohne die Gründe derselben zu kennen. Selbst der übrigens noch so ungebildete Mensch unsrer Zeit versteht die Auslage von dem Gewinn seiner Arbeit abzuziehen, und hiernach den Ueberschuß derselben zu berechnen, oder den Verdienst einer Woche auf die Tage derselben zu repartiren, ohne die Gründe dieser Rechnung arithmetisch einzusehen. Und sie werden mir doch zugeben müssen, daß sowohl jene geometrischen, als auch diese arithmetischen Sätze, deren der gemeinste Handwerker sich zu seinen Arbeiten bedient, Resultate bloßer Spekulationen

sind,

sind, und daß, als die ersten Mathematiker ihre Zirkel im Sande berechneten, die damalige Welt wohl eben so wenig an dem praktischen Nutzen derselben gedacht haben mag, als die jetzige an die praktische Wichtigkeit des Systems der kritischen Philosophie zu glauben scheint.

Obige Exempel geben uns zugleich Anlaß zu einer nähern Beleuchtung Ihrer Frage. Es ist nämlich den Freunden des kritischen Systems eben so wenig als den Mathematikern um die eigentliche Verbreitung ihrer Wissenschaft oder des Studiums ihrer klassischen Werke zu thun. Dieses wird und muß immer einzig und allein in den Gränzen der Schule bleiben, und es wäre sogar zu wünschen, daß wenigere und von der Natur ganz eigentlich dazu gestempelte Köpfe sich dasselbe anmaaßen möchten, so würde des Wortgezänkes, der Mißdeutungen, und des Streites darüber bald ein Ende seyn. Allein die Resultate jener innerhalb der Schule vorgenommenen Untersuchungen werden über jene Gränzen hinausgehen, so bald nur erst der unseelige Streit mit den Anhängern alter Philosopheme näher zum Ende gebracht, und selbst die zu weit gehenden Anmaaßungen der Eiferer für das neue System, die nur gar zu leicht, den eigentlichen Geist und Charakter ihrer Schule vergessend, in absprechenden Dogmatismus übergehen, in ihre gehörigen Schranken zurückgewiesen seyn werden. Diese Zeit zu beschleunigen, und jene

Resultate durch populäre Auseinandersetzung in einem größern Kreiße faßlich und annehmlich zu machen, das ist es, worauf der Menschenfreund, der derselben kundig, und von ihrem wichtigen Einflusse überzeugt ist, sein Hauptaugenmerk richten sollte. Aber was sind denn, höre ich Sie ausrufen, was sind denn jene Resultate, auf welche Ihre Philosophie sich soviel zu Gute thut, und was haben sie von den Resultaten jedes andern philosophischen Systems voraus, daß sie soviel näher in Menschenwohl einwirken, und ein soviel größeres Anrecht auf die Aufmerksamkeit des ganzen gebildetern der Menschheit verdienen sollten?" Um Sie zur Beantwortung dieser Frage, die ich mit Recht Ihnen unterschieben zu können glaube, hinzuleiten, darf ich Sie nur auf einen Hauptpunkt des Kantischen Systems aufmerksam machen; ich meyne auf den, der die Verbindung der Moral mit der Religion betrifft. In unsern Zeiten, wo man mehr als je zwischen dogmatischen Unglauben auf der einen Seite, und grübelnden Skepticismus auf der andern schwankt, indessen ein kleines Häuflein frömmelnder Schwärmer das Ende der Zeiten erwartet, und eben um des Unglaubens der Andern willen sich nur desto fester an den bloß hyperphysischen Glauben hält, der allem Denken die Wurzel abschneidet; in unsern Zeiten, wo selbst der mäßig Aufgeklärte die Grundsäulen seines Systems mächtig erschüttert findet, und in Ungewißheit nach einem sichern Haltpunkte

seiner Ueberzeugungen sucht; wo andern Theils so viele helle und denkende Köpfe, die statt des baufälligen Grundes der bisherigen Systeme die freye Vernunft zur Richtschnur ihrer Ueberzeugungen genommen hatten, noch über die Zulänglichkeit, sowohl als auch über die Resultate derselben in Hinsicht auf Religion nicht einig sind; in unsern Zeiten, wo die scheußlichsten Beyspiele von Immoralität, verbunden mit einer auffallenden Kälte, ja ich möchte sagen mit frecher Verachtung aller Religiosität, die innige Verwebtheit der Moral ins helleste Licht setzen; wo das Bedürfniß des Glaubens wegen der immer mehr hervorstechenden Unmöglichkeit der Demonstration immer dringender wird; in diesen Zeiten, sage ich, muß ein System allerdings der Menschheit sehr willkommen, und von großem wohlthätigen Einflusse seyn, welches den Menschen die Gründe seiner Moralität in seinem eignen Selbstbewußtseyn, in einem nicht von aussenher ihm vordogmatisirten, sondern im Innern seiner Seele aufgestellten unmittelbar gebietenden Gesetze finden heißt, und auf diese Anlage zur Moralität, und die in diesem Leben noch nicht erfolgende Uebereinstimmung der menschlichen Schicksale mit der Befolgung des moralischen Gesetzes einen vernünftigen Religionsglauben gründet. So ist ein dauerhaftes Fundament aller Religion auf immer festgestellt. Sie beruht nämlich auf einem praktischen Glauben, der in der Natur unserer sich selbst das Gesetz der Moral auferlegen-

den Vernunft gegründet ist. Jeder denkende Mensch fühlt sich, wenn er dem sittlichen Gesetz seiner Vernunft Folge leistet, der Glückseeligkeit würdig; er fühlt es aber auch, daß, wenn er sich selbst achten, und den Anlagen seiner Vernunft gemäß verfahren will, er nur nach dieser Würdigkeit glücklich zu seyn, aber nicht nach dem streben muß, was seine Sinnlichkeit ihm ausser dieser als Glückseligkeit vorspiegeln könnte. Da aber doch das Gesetz, dieser Würdigkeit nachzustreben, nicht als bloße schöne Theorie, als glänzendes Ideal, in seiner Vernunft liegt, sondern als wirkende Triebfeder zur Bestimmung aller seiner Handlungen dienen soll, so muß es als Gebot, die der Beobachtung oder Uebertretung desselben gemäßen Folgen nach sich ziehen, d. h. die Glückseeligkeit muß irgendwo einmal nach Maaßgabe der Würdigkeit zu ihr ausgetheilet werden, weil sonst das moralische Gesetz sich selbst aufheben würde. Sollen wir also Achtung für das Gesetz behalten, welche es selbst noch in dem Herzen des versunkensten Bösewichts für sich fordert, soll dieses Gesetz nicht bloße Chimäre, sondern subjektive Maxime unserer Handlungen werden, so werden wir unmittelbar genöthigt, einen moralischen Gesetzgeber anzunehmen, der zugleich als Urheber der Natur die Glückseligkeit nach der Würdigkeit zu derselben austheilt. Da aber die Reihe der Erfahrungen in der Sinnenwelt, in welcher wir uns befinden, uns lehrt, daß in dieser die Würdigkeit glücklich

zu

zu seyn, noch nicht mit den Erfolgen verbunden ist, welche wir daran zu knüpfen uns genöthigt finden, so nöthigt uns diese Erfahrung, an ein künftiges Reich der moralischen Intelligenzen zu glauben, wo dieses Mißverhältniß gehoben, und die Beobachtung des moralischen Gesetzes mit ihr angemessenen Folgen, welche die Vernunft in der praktischen Idee mit ihr verbindet, verknüpft seyn wird. Sehen Sie hier Religion festgestellt in der Moral, den Glauben an Gott, Unsterblichkeit, und ein ewiges Reich moralischer Intelligenzen in der Anlage des Menschen zur Moralität, und dem praktischen Vernunftgesetze fest gegründet. Denn wir sind vollkommen berechtigt, alle die Bedingungen anzunehmen, ohne welche das moralische Gesetz, dessen Verbindlichkeit wir im Selbstbewußtseyn empfinden, nicht möglich seyn, d. i. sich selbst aufheben würde. Und dieses System, wie einfach und edel in seiner Darstellung, wie festgegründet in der moralischen Natur, wie reich an herrlichen Wirkungen für die Veredlung der Menschheit! Jener Baum des Verderbens, dessen Wurzel die edelsten Keime des Guten im Menschen erstickte, der Egoismus, die Pest unsers Zeitalters, die Quelle des mannichfachen Jammers, unter dem die Menschheit fast allenthalben seufzt, muß verdorret dahin sterben, wenn einmal — und früh oder spät muß dieses die nothwendige Wirkung der Wahrheit seyn — wenn einmal, sage ich, das Streben nach moralischer Würdigkeit dem kleinlichen Kriechen

nach temporeller Glückseligkeit an die Stelle gesetzt, und sittliche Größe das Ziel der Tendenz unserer geistigen Kräfte wird; wenn wir zufrieden, uns diesem möglichst zu nähern, unsre Ansprüche auf Glückseligkeit über die Spanne unserer Existenz in der Sinnenwelt hinaussetzen, und unbekümmert um den Moment ihrer Erfüllung, sie dem Gesetzgeber des Reiches der Sittlichkeit überlassen. Von diesem Standpunkte aus erwarte ich Sie nun auch, um Ihren Argumenten für die Unnützlichkeit sogenannter spitzfündiger Untersuchungen, und metaphysischer Grübeleyen zu begegnen. Nimmermehr würde dieses herrliche für die Gewißheit unsers Glaubens so wichtige Resultat zum Vorschein gekommen seyn, wären nicht vorher durch die tiefsinnigsten Untersuchungen sowohl die Formen unsrer sinnlichen Anschauung, und unsers Verstandes, als auch die verschiedenen Vermögen des Denkens und die Gränzen desselben aufs Reine gebracht. Jene Untersuchungen haben also wirklich einen weitern Wirkungskreis, als der Kreis derjenigen ist, die sie zu lesen und ihnen zu folgen im Stande sind, indem sie ein gemeinnütziges Resultat lieferten, das jetzt leichter einzusehen und verstanden werden kann, ob es gleich ohne jene vorhergegangenen Untersuchungen immer nur schwankende Hypothese geblieben seyn würde. Denn wenn es nicht durch sie ausgemacht und einleuchtend dargethan wäre, daß jenseits der Sphäre unserer auf sinnlicher Anschauung beruhenden

henden Erfahrung gar keine Demonstration Statt finden kann, daß wir schlechthin von Dingen nichts wissen, und über Gegenstände keine Gewißheit haben können, welche außer dem Kreise unseres Anschauungs-Vermögens liegen, so wäre es auch zugleich unmöglich gewesen, alle die Anmaassungen der Philosophen völlig auszurotten, welche, indem sie die Grundwahrheit aller Religion, das Daseyn Gottes, durchaus demonstriren wollten, durch die Schwäche ihrer Beweise einer entgegengesetzten Parthey häufigen Anlaß zum Streiten gaben, bey dem kein Haar breit für die Wahrheit gewonnen, und die gute Sache der Religion nur gar zu häufig dem Gelächter, und Spotte der Zuschauer des Streits Preis gegeben wurde. Sie kennen ja, mein Freund, den bisherigen Widerstreit der Vernunft mit sich selbst über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit; Sie selbst haben mehr als einmal die Schwäche unserer Vernunft beklagt, die über Freyheit des Menschen, über eine letzte Ursache des Weltalls u. s. f. sogar nichts befriedigendes ausmachen könne, indem jede Parthey, die dogmatisch bejahende sowohl als die dogmatisch verneinende ohngefähr gleich viele Beweise für sich habe, und uns nichts übrig bleibe, als uns auf die Seite eines gleichgültigen, trostlosen Skepticismus zu schlagen. Wäre nun dieser Streit nicht durch die tiefgedachtesten Spekulationen aufgelöset, wäre es nicht dargethan worden, daß er lediglich auf einer Täuschung unserer Vernunft beruhe,

ruhe, vermöge welcher wir die Art, wie die Gegenstände sich unserer Sinnlichkeit darstellen, für die Dinge an sich selbst zu nehmen gewohnt sind, und statt unsre nothwendig aus der Form eines auf Zeit und Raum eingeschränkten Vorstellungs-Vermögens entspringende Unwissenheit in Rücksicht auf die Natur der Dinge an sich selbst zu bekennen, die Gesetze, welche nur für die Erscheinungen gelten, in so fern diese innerhalb unsers Vorstellungs-Vermögens dargestellt werden, auf Dinge an sich selbst zu übertragen pflegen, wäre, sage ich, diese Täuschung nicht aufgedeckt, so würde unsre Metaphysik noch immer der Tummelplatz entgegengesetzter Meynungen geblieben, und die philosophische Religionslehre auf die anmaaßlichen Demonstrationen der Metaphysik gegründet mit ihr immer mehr und mehr in Verachtung gerathen seyn. In der irrigen Meynung von der Festigkeit ihrer angeblich unumstößlichen Demonstrationen hätte die Parthey der metaphysischen Theologen und Philosophen sich nach keinem bessern Grunde ihrer Ueberzeugungen umgesehen, und die Parthey der Gegner wäre in ihrem Unglauben verharret, weil die vorgetragenen Demonstrationen für sie keine Beweißkraft hatten. Die Moral, welche bisher lediglich als Folge der Religion angesehen wurde, und deren Grund man einzig in der Religion aufsuchte, da sie doch eigentlich das Princip ist, auf welches unsre religiösen Bedürfnisse und mit diesen die Religion selbst gegrün-

gegründet ist, wäre dann je mehr und mehr um ihre Achtung gekommen, und die Sittlichkeit der Menschen, die wahrlich nicht, wie so manche fälschlich behauptet haben, auf blosser Empfindung, sondern auf Begriffen und Grundsätzen beruhet, immer tiefer in den Verfall gerathen, dessen Spuren unser Zeitalter so unverkennbar an sich trägt. Ich hoffe, Sie werden mir jetzt den praktischen Nutzen der tiefsinnigen Untersuchungen des Königsberger Weltweisen nicht länger in Zweifel ziehen; und nicht länger sich darüber beklagen, daß das tiefsinnigste aller philosophischen Systeme nur die bisherigen Luftgebäude gegen einander streitender Weltweisen aufhebe, ohne etwas Haltbares und Dauerhaftes an deren Stelle zu setzen, da es uns vielmehr statt eines unerweißlichen Dogmatismus einen reinen, der Eingeschränktheit endlicher Naturen angemessenen Glauben darbietet, einen Glauben, der von jeher der Gefühlglauben aller Edeldenkenden war, dessen Nothwendigkeit aber erst jetzt zur Freude aller Denker aus der innersten Natur unserer die Sittlichkeit bestimmenden d. i. praktischen Vernunft entwickelt ist: einen Glauben, der noch außerdem die einzige befriedigende Darstellung der Begriffe von Zeit und Raum eine Stütze erhält, deren alle vorigen Systeme entbehren mußten. Denn wenn Zeit und Raum nur Formen unsrer Sinnlichkeit sind, welche subjektiv in der Natur unserer Seele als Mittel unserer Erkenntnißfähigkeit, nicht aber in den Dingen

an sich selbst, als ihnen inhärirende Eigenschaften gegründet liegen, so ist auch unser Wesen nun nicht auf die Bedingungen der Zeit und des Raumes eingeschränkt. Die Form, unter welcher wir selbst als vorübergehende Erscheinungen in der Sinnenwelt dargestellt sind, mag sich ändern, dieß kann uns selbst nur wenig kümmern. Unser eigentliches Ich, welches im reinen Selbstbewußtseyn gegeben ist, ist an diese Schranken nicht gebunden. Es ist ein Leben, ein Daseyn für sich, und kann als solches unverändert im absoluten Ganzen einer einigen Existenz fortdauern; eine Möglichkeit, welche durch den oben angeführten praktischen Glauben sich zum höchsten Grade moralischer Gewißheit erhebt. Lassen Sie uns jetzt auf das moralische System selbst zurückkommen. Wie sehr hat es an Festigkeit und Würde gewonnen, seit es durch die Erörterungen der kritischen Philosophie von jenem fremdartigen Zusatze der Glückseligkeit gereinigt ist, der so oft als Urquell und Bestimmungsgrund der Tugend, als Prinzip von dem wir ausgiengen, gemißbraucht, nicht aber als eine nothwendige, und dereinst sicher, wenn moralische Würdigkeit im Reiche der Intelligenzen allgemein geworden ist, eintretende Folge betrachtet wurde. Das ganze Wesen aber, und der ganze Werth der Tugend geht verlohren bey diesem System: denn Uneigennützigkeit ist ihre schönste Krone, und diese wird ihr geraubt, durch jene kaufmännische Spekulation, welche immer nur auf den dabey zu

machenden Gewinn, auf die aus Tugend zu erwartende Belohnung Rücksicht nimmt. Verzeihen Sie mirs immer, mein Freund, daß ich noch einmal auf diesen Punkt zurückkomme: denn der Schaden, welches jene übelverstandene Glückseligkeitssysteme stifteten, ist in der That unabsehbar groß. Wie oft wird nicht der, der von der Idee nur seine Glückseligkeit durch Tugend zu bauen, und letztere nur um der ersten willen zu üben, ausgieng, verleitet werden, vom Wege der Tugend zurückzutreten, wenn er diesen Zweck seiner Bestrebung so oft verfehlt; wenn selbst die edelste Idee von Glückseligkeit, durchs Bewußtseyn tugendhafter Handlungen seelenruhiger, heiterer, zufriedener zu werden, so oft nicht befriedigt, so oft durch das grade in den edelsten Seelen am stärksten wirkende traurige Gefühl von Unvollkommenheit, und Schwachheit der Kräfte, durch die kränkende Erfahrung des Mißlingens der edelsten Entwürfe, mit einem Worte, durch Unzufriedenheit mit sich selbst gestört und unterbrochen wird. Dahingegen wird derjenige, der das moralische Gesetz als nothwendige, unbedingt und ohne weitre Rücksicht gebietende Vorschrift (als praktischen Imperativ) annimmt, der es eben so sehr für die eigenthümliche Bestimmung seines Geistes hält, demselben zu gehorchen, als es die Bestimmung der körperlichen Kräfte ist, den Gesetzen der Schwere, Anziehung u. s. w. zu folgen, durch keine so leicht zu mißverstehende Vorstellung von Glückseligkeit abgehalten werden, sich durch

Befol-

Befolgung desselben immer höher in der moralischen Würde seiner Natur zu heben, und seine Glückseligkeit als etwas außer dem Gebiete seiner Kräfte liegendes ansehen lernen, das daher auch nie den letzten Entzweck seiner Thätigkeit ausmachen darf, sondern dem überlassen werden muß, den die Vernunft als den Mittelpunkt zu postuliren berechtigt ist, durch welchen die durchs Gesetz geforderte Tugend oder moralische Vollkommenheit mit dem vermöge der Vernunft an die Befolgung des Gesetzes nothwendig geknüpften guten Erfolge der Glückseligkeit vereinigt werden wird. Soll aber jene moralische Gesinnung möglich, soll das Sittengesetz nicht ein leeres Hirngespinst seyn, dessen Befolgung unmöglich ist, so muß es auch Freyheit für den Menschen geben, so muß er auch außerdem, daß er als Glied des Ganzen einer Naturkette Einwirkungen von dieser empfängt, und wiederum mittheilt, ein Vermögen besitzen, eine Reihe von Wirkungen als erste Ursach (durch eigne Causalität) selbst anzuheben. Diese Freyheit, welche also in Unabhängigkeit von der Sinnenwelt, und in der Fähigkeit besteht, sich durch eigne Selbstthätigkeit zur Befolgung des höchsten Gesetzes moralischer Wesen zu bestimmen, ist also mit der von jedem Vernunftwesen erkannten Verbindlichkeit zum Moralgesetze zugleich mitgegeben. So wie wir berechtigt sind, bey Gegenständen der Erfahrung allemal diejenigen Eigenschaften einem Dinge mit beyzulegen, ohne welche die von ihm einge-

eingestandnen Attribute nicht als möglich gedacht werden können, eben so müssen wir auch in moralischer Hinsicht alle diejenigen Sätze als nothwendig mit annehmen, ohne welche das Moralgesetz nicht als möglich gedacht werden kann. Nun aber kann dieses nicht ohne Freyheit bestehen, folglich dürfen wir, da es besteht, auf die Wirklichkeit einer Freyheit in dem obenangeführten Sinne mit Zuversicht schließen. Und so wäre denn der langwierige und mit so vieler Heftigkeit von beyden Seiten geführte Streit der Deterministen und Fatalisten gegen die Vertheidiger der menschlichen Freyheit, über den die spekulative Vernunft durch die tiefsinnigsten Grübeleyen nichts ausmachen konnte, auf eine befriedigende Weise durch eben diese Vernunft in ihrem auf Sittlichkeit bezogenen, oder praktischen Gebrauche geschlichtet: so dürfen wir also eine Freyheit annehmen, ohne sie jedoch beweisen zu können. Wollen Sie mir hiewider einwenden, daß nicht abzusehen sey, auf welchem Wege sich diese so postulirte Freyheit auf der einen, mit der von ihren Vertheidigern selbst eingestandenen Naturnothwendigkeit auf der andern Seite vereinigen lasse, so werde ich, Ihnen dieses Problem aufzulösen, wieder auf die so oft als müssig angefochtenen spekulativen Untersuchungen über Zeit und Raum zurückkommen müssen, die hier ein für unsere Beruhigung sehr fruchtbares Resultat liefern. Ich hatte vorhin schon Gelegenheit zu bemerken, daß unser eigentliches Ich,

so wie das Wesen aller Dinge an sich, außerhalb der Bedingung der Zeit und des Raums liegen, welche letztere nur die Form oder der Spiegel sind, unter welchem die Gegenstände die Sinnenwelt sich unserm Gemüthe darstellen. Wir betrachten dem zufolge uns selbst in doppelter Rücksicht; einmal in sofern wir als Glieder zu einer sinnlichen durch Zeit und Raum allein vorstellbaren Welt gehören, und in dieser Hinsicht sind wir denselben Gesetzen der Naturnothwendigkeit, welche die übrige Sinnenwelt regieren, unterthan; andererseits aber, in sofern wir uns im Selbstbewußtseyn als Dinge für uns selbst, als Intelligenzen, gedenken, stehen wir unter einem andern Gesetze, dem Gesetze der Freyheit, und vermögen als solche, uns von den Bedingungen der Sinnlichkeit loszumachen, und zur Angemessenheit des Betragens mit jenem höheren Princip werkthätig zu bestimmen.

Sehen Sie hier abermals einen großen Schritt zur endlichen Beruhigung der Vernunft über eine ihrer wichtigsten Angelegenheiten gewonnen. Und sollten wir nicht erwarten dürfen, daß dieses herrliche Resultat auch außerhalb der Gränzen der Schule praktisch werden, und manchen Zweifler an der Selbstständigkeit seiner Existenz beruhigen könne, der jedoch weder Muße noch Beruf findet, die ersten Gründe desselben auf dem Wege mühsamer Spekulationen kritisch zu untersuchen. Ich sollte glauben, die Faßlichkeit der Sache selbst, wenn

sie nur in populärer Darstellung nicht ohne Noth mit Schwierigkeiten einer abschreckenden Terminologie überhäuft wird, dürfte uns zu dieser Hoffnung wohl berechtigen, besonders da bey einem nur einigermaassen entwickelten Selbstbewußtseyn der Unterschied zwischen der Art, wie wir in der Sinnenwelt dargestellt werden, und dem sich selbst denkenden eigentlichen Ich hinlänglich einleuchten muß. Nehmen sie hierzu noch den Vortheil, so viele nutzlose Streitigkeiten über Freyheit und Nichtfreyheit des Menschen auf einmal geendigt, und damit den letzten Vorwand der Trägheit oder Unlust gegen das moralische Gesetz abgeschnitten, zugleich aber die Würde der menschlichen Natur gegen die Fesseln blos sinnlicher Bewegungsgründe gerettet zu sehen, und Sie werden gestehen müssen, daß über diesen wichtigen Gegenstand nicht minder wie über so viele andere das kritische System neue und wohlthätige Aufschlüsse gewährt. Und dieses Licht, glauben Sie mir, wird nicht im Verborgenen bleiben, oder nur in einem Kreise wohlthätig wirken. Lassen Sie uns nur mit ruhiger Fassung dem Kampfe zusehen, den es noch mit der Finsterniß verjährter Vorurtheile mit allen den Hindernissen zu bestehen hat, die Anhänglichkeit an das Gewohnte, Alte, Gemächlichkeit und Streitsucht ihr in den Weg zu legen suchen. So lange das kritische System noch um seinen Besitzstand, um seine rechtmäßige Existenz zu streiten hat, muß es mit aller Schärfe spekulativer Argumente ge-

waffnet erscheinen, und in dieser Rüstung manchen zurückschrecken, der sich auf tiefgehende Forschungen einzulassen nicht wagen mag: Aber diese Zeit wird vorübergehen. Die Resultate dieses Systems werden allgemach, wenn erst ihre Richtigkeit mehr gegen Angriffe gesichert ist, in faßlicherem Gewande dargestellt, und sicher mit glücklichem Erfolge allgemein gemacht werden. Denn in den Sachen selbst liegt wahrlich die Schwierigkeit nicht so sehr als in dem Contraste, in dem das Neue des Systems mit den bisherigen Vorstellungs-Arten stand; sind diese erst mehr ins Vergessen gerathen, so wird auch jenes mehr Eingang finden. Kants vortreffliche Methodenlehre der Sittlichkeit, für welche allein ihm der wärmste Dank der Menschheit gebührt, wird dann auch sicher praktisch angewandt werden. Wir werden Religionslehrbücher bekommen, in denen nicht der Glaube die Pflicht gebietet, sondern die erkannte Pflicht zum Glauben führt, wo Religion nicht als dogmatisch geforderter Dienst eines höhern Wesens sondern als Erkenntniß der Pflichten, als gemäß den Entzwecken eines moralischen Weltbeherrschers und als Inbegriff dessen, was wir von diesem zu hoffen und zu glauben berechtigt sind, dargestellt wird, und ich müßte mich sehr irren, wenn nicht schon mit Ablauf dieses Jahrhunderts sich die Wirkungen jener großen philosophischen Revolution in einer völlig veränderten Denk- und Lehrmethode offenbaren sollten.

III.

III.

Etwas über den Briefwechsel zweyer Landprediger in Rücksicht auf den Aufsatz: vom Einfluß eines höchsten und allgemein geltenden Moralprincips auf den Kanzelvortrag. (S. Journal für Prediger, Bd. 24. St. 3.)

(Aus dem neuen Journal für Prediger, Band 7. Stück 1.)

Da sich mein Herr Gegner nicht darauf eingelassen hat, die ganze Abhandlung: „über den Einfluß" u. s. w. zu prüfen, welches ich zu meiner und meiner Leser Belehrung eben so sehr gewünscht hätte, als es mir zu einer probehaltigen und gegen gerechten Widerspruch gesicherten Kritik der wirklich angegriffenen Sätze erforderlich zu seyn geschienen hat, so mag es hinreichen, theils um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, theils um nicht allzu weitläuftig zu werden, eine kurze Ehrenrettung der angefochtenen Sätze zu versuchen, um so mehr, da ich nicht für meine Ehre, die gewiß weder nach der Absicht, noch nach der Wirkung jenes Briefwechsels verlohren hat, sondern für eine Sache spreche, die ihrer Wahrheit wegen eben so viel muthige Vertheidigung und Empfehlung verdient, als ihre Anerkennung die

Moral in ihrer höchsten Reinigkeit begründet, und durch sie die eigenthümliche Würde der Menschheit fest stellt und sichert. Herr E. so unterschreibt er sich, will die Wahrheit des angegebenen Moralprincips nicht bestreiten, und man könnte sich allerdings bey dieser Versicherung beruhigen, und dem Laufe der Zeit, oder dem guten Willen der Menschen die mögliche Anwendung desselben getrost überlassen, wenn man sich auch nicht genöthigt säh, es schon, so bald man es für wahr anerkannt hat, in seine Maxime aufzunehmen, d. h. es zum Grundsatz seines Handelns zu machen. Er meynt, „es könnte seyn, daß es das höchste, letzte Princip der Moral wäre, zu welchem wir von Princip zu Princip endlich hinauf philosophirten. Aber ob nicht noch ein höheres Princip wäre, bis zu dem wir bis jetzt noch nicht hinauf philosophiren können, weil uns noch viele Data fehlen, und zu welchem, vielleicht allerhöchsten und wahresten Princip hinauf zu philosophiren, uns vielleicht, unsrer Sinnlichkeit, unsrer Erdenverhältnisse, unsrer Erdengeschäfte, und mancher Menschen niedern, ekelhaften, aber doch nothwendigen Arbeiten wegen, hinauf zu philosophiren unserer hiesigen ersten Bestimmung vielleicht schädlich, oder wenigstens sehr hinderlich wäre? Wer kann uns davon durch Demonstrationen überzeugen, die den höchsten Grad der Evidenz hätten? Und was ist höchster Grad der Evidenz? Kann man auch das so ganz in Abstrakto bestimmen?“

Herr

Herr E. scheint, wiewohl er Möglichkeiten auf Möglichkeiten häuft, selbst gefühlt zu haben, wie wenig seine Einwürfe gegen jenes Princip, als höchstes, bedeuten, weil er sie mit der nochmaligen Versicherung beschließt, „daß er die Wahrheit dieses Princips nicht bestreiten wolle." Indessen find ich doch folgendes dagegen zu erinnern. Die Möglichkeit ein höheres Moral-Princip, als das bereits als höchstes erwiesene (worauf ich mich hier nicht weitläuftig einlassen kann, sondern bitten muß, es entweder aufs Wort dafür zu halten, oder kritische Philosophie, und zu diesem Endzweck absonderlich Kants Kritik der praktischen Vernunft zu studiren) dafür anzunehmen, eines Princips, das so allerhöchst und wahr wäre, daß es sich für uns Menschen, eben darum weil wir keine höhere Klasse von Wesen ausmachen, nicht schickt, und schicken kann, ist eben so gut, als wenn jemand, dem man das erwiesene Non plus ultra einer musikalischen Composition vorgelegt, oder vorgespielt hätte, aus der Möglichkeit einer Engels- oder Sphären-Musik beweisen wollte, daß jenes Stück das Non plus ultra aller irdischen Musik auch wohl nicht seyn könne, und man deßwegen ein höheres Maximum für die Sinnenwelt mit Recht erwarten könne. Das Kantische Moralprincip soll „als das höchste für unsre sublunarische Welt" gelten, was kann uns, gesetzt, es wäre möglich, für höhere endliche Wesen ein andres aufzustellen, die Möglichkeit ei-

nes höhern kümmern, so bald es sich für unsere Verhältnisse nicht schickt. Im Grunde ist es auch nach Herrn E. gar nicht neu.— Nur ist diese Behauptung etwas doppelsinnig, und kann entweder bedeutten, es sey jedem Menschen ins Herz geschrieben, der Grund davon sey vor aller Erfahrung a priori in der Vernunft vorhanden, oder es sey in dem Sinne, in welchem es in der kritischen Philosophie aufgestellt ist, schon lange vor der Erscheinung derselben aufgestellt gewesen. Herr E. nimmt offenbar das letzte an, und mag es also auch beweisen, weil es ihm schwerlich ein Kenner der philosophischen Geschichte, und der Behauptungen der Weltweisen auf sein Wort glauben wollen wird.

Was höchster Grad der Evidenz sey, läßt sich ganz in Abstrakto bestimmen. Was durch sich selbst, ohne Beyhülfe andrer Sätze dem prüfenden Verstande unmittelbar einleuchtet, keines Beweises fähig und bedürftig ist, und selbst die Möglichkeit einer auf evidenten und probehaltigen Gegengründen, beruhenden Kritik ausschließt, ist im höchsten Grade evident. Das aufgestellte Moral-Princip nun ist darum im höchsten Grade evident, weil kein Mensch, der es versteht, einen gegründeten Zweifel gegen die Wahrheit, oder Anwendbarkeit desselben erheben kann. Ich werde es daher kürzlich zergliedern, und das Urtheil darüber dem Leser um so getroster überlassen, ein

je richtigeres, und unverdorbeneres moralisches Gefühl ich bey dieser Klasse derselben voraussetzen kann.

Maxime heißt der Grundsatz, welchen man durch seine Handlung ausdrückt. Ich gebe z. B. einem Armen, lindere die Noth des Elenden. Hier drücke ich entweder den Grundsatz des sinnlichen Mitleids, oder den des Gehorsams gegen einen andern Gesetzgeber, als meine Vernunft, oder den der Anerkennung der Würde der vernünftigen Natur des andern aus, deren Wirksamkeit ich zu erhalten suchen soll. Meine Maxime soll aber so beschaffen seyn, daß sie allgemeines Gesetz für ein Reich vernünftiger Wesen werden könne. Unter einem vernünftigen Wesen hab ich mir eine Gesellschaft von Wesen zu denken, die allesamt nach reinen Vernunftgesetzen handeln, nach Gesetzen, welche von der Vernunft in ihrem höchsten und reinsten Gebrauche vorgeschrieben und geheiligt sind, und welche im theoretischen Gebrauche systematische Einheit, den Vernunft-Ideen Gemässes denken; im praktischen hingegen (in Gesetzen für den Willen) Moralität, die Handlung des Willens, nach Vernunft-Ideen Entschlüsse zu fassen und sie auszuführen, bewirken. Nun ist sehr begreiflich, daß in einem Reiche vernünftiger Wesen die Sinnlichkeit überall keine Stimme haben kann, und für reinvernünftige Geister giebts bloße Gesetze, die sich uns durch die Formel ankündigen: du sollst! Da wir aber ver-

 nünf-

nünftig=sinnliche Wesen sind, deren Wünsche und Begehrungen mit Vernunftgesetzen sowohl übereinstimmen (Legalität) als ihnen entgegen seyn können, und da selbst, wenn die Neigungen mit den Forderungen des vernünftigern, obern Begehrungs-Vermögens harmoniren, doch keine rein sittliche Handlung, sondern nur Gemäßheit der Handlung zum Sittengesetz, ohne aus reiner Achtung für das Sittengesetz, erzielt werden kann, so werden jene Gesetze für uns Gebote, mit der Formel: du mußt! Gebote, vermöge deren wir die Sinnlichkeit zwingen müssen, ihre Ansprüche auf Bestimmung zu einer Handlung, in sofern sie moralisch seyn soll, aufzugeben, und dagegen dem Sittengesetz unbedingt zu gehorchen. Ferner da kein Mensch behaupten wird, und kann, daß wir bestimmt wären: der Sinnlichkeit unbedingt zu folgen, weil eben dadurch unsre sittliche Natur erniedrigt werden, und jener den Rang einräumen würde; sondern da jedweder zugeben muß, daß wir zur Sittlichkeit bestimmt sind, wodurch wir der Glückseeligkeit würdig werden sollen, ohne jedoch um der Glückseligkeit willen selbst zu handeln: so behauptet er auch zugleich, daß er verbunden sey, nach vernünftigen, oder, wie es nach den obigen Voraussetzungen ausgedrückt werden kann, nach sittlichen Gesetzen zu handeln. Meine Maxime des Handelns muß also ein Vernunftgesetz ausdrücken, ein Gesetz, nach welchem vernünftige Wesen, ohne mit sich selbst in Wider-

spruch

spruch zu gerathen, auch überall handeln könnten. Nun wollen wir das oben angeführte Beyspiel nach diesen Grundsätzen prüfen. Wenn ich eines Bedrängten Noth lindere, so kann es geschehen, erstens, aus Antrieben, woran die Sinnlichkeit den meisten Antheil hat, aus Eigennutz, wozu auch die Wohlthätigkeit wegen des Befehls eines Oberherrn z. B. Gottes, gerechnet werden muß, in sofern ich ihn nicht als Vernunft für gesetzgebend anerkenne, und ihm entweder ohne Ueberlegung und Nachdenken blindlings folge, oder es vermöge der Triebfedern der Hoffnung, oder der Furcht thue — denn ein jeder greife hier in seinen Busen, entweder handelt er, wenn er um Gottes willen dem Sittengesetz gemäß handelt, aus Hoffnung der Belohnung, oder Furcht vor der Strafe, und dann kommts auf Eigennutz hinaus; oder darum, weil er in Gottes Gesetz das Gesetz seiner eigenen Vernunft respektirt, aus uneigennütziger Achtung für dasselbe, blos weil es vernünftig ist, und dann ist die Handlung sittlich. — Oder zweytens aus reiner Achtung für das Gesetz, das mir, ohne auf nahe oder entfernte Folgen zu sehen, gebietet, den Hindernissen der vernünftigen Wirksamkeit eines jeden vernünftigen Wesens, abzuhelfen, bloß um das Gesetz zu realisiren. Im ersten Falle leitet mich Eigennutz, ich thue es nicht eigentlich und zunächst um des Gesetzes willen, sondern aus Furcht, z. B. mir eine unangenehme Empfindung zuzuziehen, wenn ichs unterließ, oder

um

um irgend eines kleinen Vortheils willen, aus Eigennutz, er sey so versteckt, als er immer wolle; es geschieht nicht eigentlich, um das Gesetz zu ehren, das ich, weil es Gesetz ist, befolgen muß, ohne einen andern Antrieb ins Spiel zu mischen, sondern wegen irgend eines Vortheils, dem man in der Beurtheilung der Handlung selbst gern und leicht den Anstrich eines reinen und edeln Bewegungsgrundes leihet. Ich handle zwar nicht unvernünftig, aber doch blos nach Vernunft-Principen, die sie im empirischen Gebrauche, mit Beyhülfe der Sinnlichkeit, entwirft, und meine Maxime kann so wenig ein Gesetz für ein Reich vernünftiger Wesen werden, als ich wollen kann, daß sie ein Gesetz für sie würde, weil ich und alle vernünftige Wesen mit uns selbst in Widerspruch gerathen würden, wenn wir es befolgten. Kein vernünftiges Wesen kann wollen, daß alle einander aus Eigennutz helfen möchten, eben weil eigennütziges Handeln dem uneigennützigen, dem Handeln um eines vernünftigen Gesetzes willen, weil man selbst vernünftig, und eben darum verpflichtet ist, vernünftig zu handeln, widerspricht, und den Begriff eines moralischen Wesens aufhebt. Im zweyten Falle drück ich durch meine Handlung das sittliche Gesetz aus: behandle deinen Nebenmenschen nicht als Mittel zu deinem Zweck. Thue ihm nicht wohl, damit du z. B. die Freude des Wohlthuns in vollem Maaße schmecken mögest, sondern behandle ihn als Selbstzweck,

zweck, als ein Wesen, dem du diese Behandlung um seiner selbst willen schuldig bist. Handle ich aber nach empirischen, oder gemischten Prinzipen, z. B. um durch meine Handlung guter Folgen theilhaftig zu werden, so müßte ich wollen können, daß die Handlung auch einmal nicht geschähe, z. B. wenn sie mir Unbequemlichkeit verursachte, wenn mir die daraus entspringenden Folgen gleichgültig wären u. s. w. Mithin könnte meine Maxime kein allgemeines Gesetz werden, weil sie theils sich selbst in der Anwendung widerspräch, theils weil der, der sie befolgte, den Ansprüchen auf den Namen eines moralischen Menschen sogleich entsagen müßte.

Eine zweyte Frage ist: „sollte das aufgestellte Princip ein allgemeines Princip für die wirkliche Welt, oder für die nicht studirende, sondern täglich in manchen Verhältnissen arbeitende Welt werden können?“ Sonderbar! Ein allgemein geltendes Moral-Princip, dem die Anwendbarkeit fehlte, wäre ja gerade so gut, als gar keines. Es ist allgemein gültig; jeder, der es versteht, muß es für wahr halten, und für das, was es ist, anerkennen, und es muß allgemein geltend werden können, d. h. so beschaffen seyn, daß es in sich selbst keine Hindernisse hat, warum es nicht allgemein werden könnte. Kein Mensch, so bald er nicht seine Vernunft verläugnet, und Neigungen und Leidenschaf-

ten die Stimme der Moralität, des Gewissens, des Sittengesetzes in ihm überschreyen, kann wollen, daß eine allgemeine Sittenlosigkeit und Lasterhaftigkeit einreisse, und daß es Maximen geben möchte, deren konsequente Befolgung die Unsittlichkeit begünstigte; vielmehr sieht er sich durch das Gesetz in ihm genöthigt, zu wollen, daß alle andere sittlich gut handeln möchten, wenn nicht sein Eigennutz etwa bey dem unmoralischen Verfahren anderer gewinnen könnte. Er billigt wenigstens in der unpartheyischen Beurtheilung andrer nicht, was er an sich vielleicht entschuldigen zu können glaubt, und um das zu läugnen, müßte man alles moralische Gefühl, allen tief in der menschlichen Natur gegründeten Unterschied von Recht und Unrecht aufheben. Jeder Mensch also, der urtheilt, ob eine Handlung sittlich oder unsittlich gewesen sey, urtheilt im Grunde bloß nach dem aus unserm Innersten geschöpften Grundsatz, wenn er sich ihn auch nicht mit denselben Worten denkt. Er fragt nämlich: **Ist das auch Recht?** Er mag nun den Begriff des moralisch Rechten nach dem geoffenbarten Gesetz oder nach Vernunftprincipen bestimmen, so ist das sittlich Gute doch immer nur eins, und es ist nicht gerade nothwendig, auf die Erkenntnißquelle desselben Rücksicht zu nehmen. Entwickelt er nun aber die Frage bestimmter, so heißt sie: darf ich auch als vernünftiger, zur Sittlichkeit bestimmter Mensch so handeln, ohne daß Sittengesetz, und mit ihm

meine

meine Würde als freyer vernünftiger Mensch zu verletzen, und kann ich vernünftiger Weise wollen, daß alle vernünftige Wesen so handelten? Würde nicht eine gänzliche Zerrüttung der vernünftigen oder moralischen Welt, eine Zerrüttung, die ich als Bewohner jener Welt schlechterdings nicht gut heissen kann, zu befürchten seyn, wenn meine Maxime herrschender Grundsatz des Handelns in derselben werden könnte, und kann ich das an mir billigen, was ich an andern verdammen muß? So urtheilt jeder über moralische Gegenstände, wenn er auch diese Ordnung und diesen Gedankengang nicht gerade befolgt, und er muß so urtheilen, weil sich die Principe der Moralität, die so innig mit unsrer Natur verwebt sind, durchaus nicht wegvernünfteln lassen. Ich frage selbst meinen Herrn Gegner auf sein Gewissen, ob er nicht, wenn er auf den Gang seines moralischen Urtheils aufmerksam ist, so urtheile, ob er nicht finde, daß er so urtheilen müsse, selbst wenn er seine Verbindlichkeit zur Moralität von Gott ableitet, so urtheilen, und diese zuletzt doch auf die angegebenen Punkte zurückführen müsse?

Man sieht nicht ab, wie Herr E. auf den Unterschied zwischen Princip der Erkenntniß der Pflichten (wofür er jenen Grundsatz gelten lassen will) und zwischen ihm als Motiv zum Handeln geräth. Die einzige reine Triebfeder, moralisch zu handeln, ist das Sittengesetz selbst, dessen

Erha=

Erhabenheit und Würde uns beseelt. Ein höchster Grundsatz hat weiter nichts zu leisten, als daß er, wie z. B. der Satz des Widerspruchs in der Logik, die höchste und allgemein geltende Regel zur Beurtheilung aller in der Wissenschaft, welche er begründet, einschlagenden speziellen Regeln abgiebt, die sich alle auf ihn zurückführen lassen müssen, und wovon keine ihm widersprechen darf. Da aber ein höchstes Moral-Princip die höchste Regel für den Willen enthält, so wird jener Grundsatz, in sofern ihn das Sittengesetz gleichsam diktirt hat, und in ihm enthalten ist, sobald ich mir ihn als regulativ (für die Beurtheilung) und konstitutiv (für die Handlungsweise) zugleich denke, selbst Triebfeder des Willens. Es ist aber nicht eben nöthig, daß die Menschen diesen Grundsatz, um darnach handeln zu können, auswendig lernen; als Formel mag er immerhin nur zur Beurtheilung moralischer Maximen, die durch die Handlungen ausgedrückt werden, gelten, aber ich meines Orts finde auch wahrhaftig das schwere und unbegreifliche nicht, das ihn drücken soll, und versichre auf mein Ehrenwort, daß er Menschen von sehr gemeinem Verstande so einleuchtend und deutlich geworden ist, daß sie versicherten: nun wüßten sie doch einen festen Grund, nach welchem sie ihre Handlungen beurtheilen müßten. Doch will ich dies nicht zu seiner Empfehlung anführen, da man sie getrost ihm selbst überlassen kann. Man braucht ja nur das in dem Menschen

selbst

selbst gegründete moralische Gefühl aufzuregen, ihm nur wichtige Vorstellungen von seiner erhabenen Würde beyzubringen, und er wird jenen Grundsatz eben so begreiflich finden, als den: alles was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch! Und doch muß diese Regel noch aus unserm Grundsatz ergänzt und genauer bestimmt werden; denn ich könnte ja leicht wollen, daß mir der Andre etwas unsittliches leisten sollte, und der Grundsatz des Vergnügens und Eigennutzes wäre dadurch noch gar nicht ausgeschlossen, weil die Regel selbst unbestimmt läßt, wovon ich wollen darf, daß mir es der Andre leiste. Nach rein moralischen Grundsätzen müßte es heissen: alles, wovon du vernünftiger Weise, als vernünftiges Wesen wollen kannst, daß es andre vernünftige Wesen dir erweisen möchten, also wenns in einem Reich vernünftiger Wesen eins dem andern leisten könnte, das thue ihnen auch, und was vernünftig und sittlich ist, läßt sich für Gelehrte durch Kritik der Vernunft, für Ungelehrte durch Befragung des moralischen Gefühls heraus bringen. Sinnliche Menschen durch sinnliche Antriebe zum gesetzmässigen Handeln anzuführen, ist bey weitem nicht zu tadeln, aber man darf sich nur nicht einbilden, daß nun alles gethan sey, oder daß der Mensch moralisch gut handle, der nicht stiehlt, weil er sich vor dem Rad fürchtet, oder ein treuer Ehegatte ist, um sich des erhebenden Gefühls freuen zu können, unter einer Menge ausschweifen-

der Zeitgenossen seiner Pflicht getreu geblieben zu seyn. Man muß daher auch in der Volksbildung nicht bloß von dem durch gesetzmässige Handlungen (die nicht aus uneigennützige, reiner Achtung für das Gesetz entsprungen sind, sondern aus sinnlichen Antrieben um der Folgen willen nur mit dem Gesetz übereinstimmend geschahen, also bloß **legal**, nicht aber moralisch waren) zu erzielenden Beyfall und der Liebe Gottes, der ewigen Seeligkeit, der Gnade Gottes und Jesu **allein** sprechen, denn das bewirkt schlechterdings **keine einzige rein moralische** Handlung; man hat dergleichen sogenannte Tugenden nur für Vorbereitungen zu einer sittlich guten Denk- und Handlungs-Weise zu halten. Es ist unnachläßliche Pflicht, die Menschen zum Gefühl ihrer Würde als vernünftige und freye Wesen, denen im Reiche der Moralität nichts, gar nichts, denen also auch uneigennützige Handlungsweise aus reiner Achtung für das sich selbst gegebene Sittengesetz nicht unmöglich ist, empor zu heben, und ihnen die Verbindlichkeit, entweder dem Sittengesetz unbedingt zu folgen, oder den Anspruch auf moralische Handlungsweise gerade zu aufzugeben, ans Herz zu legen. Es ist freylich leichter, in der Meynung, die Menschen wären nun einmal sinnlich, und man werde es nie zu einer so hohen moralischen Vollkommenheit bringen, vor welcher der Unthätige und Müssige schwindeln, durch sinnliche Bewegungsgründe Handlungen zu erzielen,

len, und ihnen die Kenntniß ihrer selbst, und des durch sie im Felde der Sittlichkeit möglichen, worauf zuletzt alle Verbindlichkeit, moralisch zu handeln, beruht, vorzuenthalten, als ohne Schonung ihrer Bequemlichkeit, ohne Reizung ihrer Sinnlichkeit, durchdrungen von dem Werth der hohen Gott ähnlichen Menschen-Natur und ihres Besitzes, reine unvermischte Moral zu lehren, und Wahrheiten, um welche unsre Sinnlichkeit den Schleyer der Unverständlichkeit zu werfen, so sehr geneigt ist, und die nur aus dem Innern des menschlichen Herzens herausgehoben werden dürfen, um von jedermann dafür anerkannt zu werden, von ihrer Quelle der Sittlichkeit begeistert, vorzutragen. Die Ausflucht: das kann ich, das können die schwachen unvollkommenen Menschen nicht! heißt in eine verständlichere Sprache übersetzt: das will ich, das wollen andre nicht. Wir haben Vernunft, und sie kann die Sinnlichkeit beherrschen, weil sie soll. Wozu also der Ausruf: welche philosophische Kenntnisse, welche Uebung in schnellen Begriffen, welche Fertigkeit im Schliessen u. s. w.

Herr E. fährt fort, das angenommene Moral-Princip — nicht zu bestreiten, denn dawider protestirt er S. 274, aber es für ungereimt zu erklären, indem er anfängt, den Begriff eines Reichs zu analysiren. Es ist ganz sonderbar, hier den Begriff von einem Reich zu finden, wor-

innen es so wenig vernünftig zugeht, worinnen also sich widersprechende einander aufhebende Bestrebungen angetroffen werden, denn nun trifft der ganze Einwurf nicht den Begriff eines Reichs vernünftiger Wesen. Auch wird der Grundsatz ganz falsch ausgedrückt: deine Maxime ist so, daß du wünschen möchtest — es müßte heissen: deine Maxime ist so, daß du vernünftiger Weise wollen könntest, d. h. es ist so wenig unvernünftiges, disharmonisches, widersprechendes darinnen, daß du ohne deine und andrer vernünftigen Wesen Würde zu beeinträchtigen, wollen könntest, sie möchte allgemeines Gesetz für ein Reich vernünftiger Wesen werden. Ein Reich vernünftiger Wesen zu denken, ist für den Begriff einer reinen, unvermischten bloß vernünftigen Moral nicht nur möglich, sondern auch nothwendig, wiewohl es nicht unter die Erscheinungen, unter die im Raum und in der Zeit wahrnehmbaren Dinge gehört, und man hat darunter ein Reich zu verstehen, in welchem kein Wesen das andre als Mittel zu seinem individuellen, eigennützigen, beliebigen Zweck, sondern worinnen jedes das andre als Selbstzweck, vernünftig behandelt. Alles ist darinnen Vernunft, und handelt vernünftig. Sich nun durch seine Handlungsweise dieser Idee zu nähern, so zu handeln, daß alle vernünftige Wesen, ohne mit ihrer Vernunft in Widerspruch zu gerathen, eben so handeln könnten, oder daß unsre Maxime zugleich Gesetz für sie werden könnte, kündigt sich wahrhaftig

haftig zu sehr als höchstes Ziel jeglicher Handlungsweise an, als daß man noch nöthig hätte, viel Worte darüber zu verlieren, und so sehr sich der Verfasser dieses Etwas genöthigt sieht, mit seinem Herrn Gegner zugleich auf die Ehre Verzicht zu thun, ein reiner Philosoph zu seyn, so sehr wünscht er doch, daß jeder mit ihm die Verbindlichkeit anerkennen möchte, nach reinvernünftigen Grundsätzen, oder reinsittlich zu handeln. Es kommt ja nicht darauf an, ob sich einer in den Kopf setzt, seine unvernünftige Maxime zu einer allgemein geltenden erheben zu wollen, sondern darauf, ob er als vernünftiger Mensch wollen könne, daß eine Welt vernünftiger Wesen, ohne sich selbst zu widersprechen, handle, wie er. Und sobald jemand das Moral-Princip versteht, sobald ist auch die Möglichkeit einer falschen Anwendung benommen.

Wie, nur Gott sollte ausmachen können, welche Maximen Gesetze für ein Reich vernünftiger Wesen seyn können, und es soll sichrer seyn, dem Willen Gottes zu folgen, als dem der reinen Vernunft? Zuerst: zu welchem Ende hätten wir denn Vernunft, wenn wir nicht ausmachen könnten, was durch Vernunft möglich wäre, wenn wir also nicht auch ein höchstes Princip für den praktischen Vernunftgebrauch, nicht selbst ein System einer unvernünftigen Moral aufstellen könnten? Daß es bis auf die Erscheinung Kants

 nicht

nicht geschehen ist, beweiset nicht, daß es nicht hätte geschehen können, und jetzt kann man Gott Lob! die Möglichkeit aus der Wirklichkeit beweisen. Warum wollen wir der Vernunft die Ehre rauben, die ihr gebühret, warum uns sklavisch unter das Joch anderer Willensbestimmungen beugen, da wir frey sind, und im Reiche einer vernünftigen Gesetzgebung selbst höchste Gesetzgeber seyn können? Sodann soll es sicherer seyn, dem Willen Gottes zu folgen! Dieser kann als bestimmter Wille Gottes nur durch Offenbarung an uns gelangen, und hier müßte erst bewiesen werden, daß die dafür ausgegebene oder gehaltene Offenbarung (ich spreche jetzt gar nicht von der christlichen) wirklich eine sey, denn die Möglichkeit, daß eine dafür anerkannte auch nach Vernunft-Principen eine seyn könne, giebt nur subjektiven Glauben, und es würde sogleich allen Zweifeln über die Wirklichkeit einer angeblichen Offenbarung ein Ende gemacht werden, wenn einer die Mühe über sich nähme, sie — nicht etwa durch Cirkel, sondern streng zu beweisen. Nun aber zugegeben, sie wäre erwiesen, wodurch könnte man denn ihre Uebereinstimmung mit der Vernunft darthun, als durch Vernunft? und weshalb nähm ich denn nun das Gesetz Gottes als Gesetz für meinen Willen, als Sittengesetz an? Offenbar darum, weil ich es in meiner Vernunft selbst gegründet, und mit ihr übereinstimmend finde, weil mir meine Vernunft dasselbe Gesetz giebt.

giebt. Ich thue also den göttlichen Willen nicht eigentlich, weil er göttlicher Wille ist, denn dann müßte ich ihm gehorchen, auch wenn er etwas unvernünftiges verlangen könnte, sondern zunächst darum, weil er Gesetz meiner Vernunft ist, der ich folgen, deren Rechte als moralischen Gesetzgebers ich anerkennen muß, wenn ich nicht sogleich auf die Würde eines vernünftigen und freyen Wesens Verzicht thun will. Ich bitte, mich hier nicht mißzuverstehen, und zu glauben, ich wollte die Gottheit erniedrigen. Nach reinvernünftigen Principen haben wir unter der Gottheit nichts anders zu denken, als die Sittlichkeit im Ideal, die höchste Vernunft. Vernunft aber ist sich überall selbst gleich, und es wäre höchst ungereimt, zu behaupten, daß die göttliche Vernunft andre moralische Gesetze geben könnte, als die menschliche, nur freylich nicht im empirischen, sondern höchsten und reinsten Gebrauche. Indem ich daher das Sittengesetz als Gesetz meiner Vernunft anerkenne, erkenne ichs auch als göttliches Gesetz an, und ehre eben dadurch die Gottheit. Nun gelüstet in uns das Fleisch wider den Geist, und unsre Sinnlichkeit (Endlichkeit überhaupt) macht, daß wir nie die höchste Vernunft werden, nie reinvernünftig handeln können, wiewohl wir schlechterdings verbunden sind, uns der reinvernünftigen Handlungsweise so viel als möglich zu nähern, oder das Sittengesetz unbedingt zu befolgen. Ich meines Orts

 fürch-

fürchte gar nicht zu irren, wenn ich dem mir von meiner Vernunft vorgeschriebenen moralischen Gesetz folge, aber ich würde der Gottheit schlecht für das Geschenk meiner Vernunft zu danken glauben, wenn ich einen andern höchsten Gesetzgeber, als die Vernunft, gleich viel, ob die im Reiche der Sittlichkeit infallible menschliche Vernunft, oder was immer für eine, anerkennte.

Man versteht gar nicht, was Herr E. aus der Möglichkeit eines uns näher liegenden, uns geschwinder bestimmenden Princips folgern möchte. Zwey höchste Moral-Principe anzunehmen, dürfte nun eben nicht sonderlich rathsam für die Philosophie und für die Moral seyn. Er ist gesonnen, das Princip der Selbst- und Menschen-Liebe auch als Moral Princip aufzustellen. Da er aber durch alle Gründe der neuern Philosophie noch nicht überzeugt ist, daß dieses Princip kein Moralprincip sey, so dürfte meine Hoffnung wohl ganz vergeblich seyn, ihn zu überzeugen, daß sich die daraus abzuleitenden Maximen im Gebrauche widersprechen, und aufheben. Indessen verweise ich theils auf das schon oben dagegen Erinnerte, wodurch wenigstens die Unvollständigkeit desselben erwiesen ist, theils erlaube man mir, durch ein Beyspiel zu zeigen, daß es unmöglich sey, es zu einem allgemein geltenden Princip zu erheben. Ich thue nach der Regel: Alles, was du willst, u. s. w. dem Dürftigen Gutes, weil ich will, daß

er

er mir in ähnlichen Fällen auch Gutes thun möchte. Ich thue es also vom Eigennutz geleitet, der, so fein oder grob er seyn mag, doch immer Eigennutz bleibt, und würde es ohne diese Triebfeder unterlassen haben. Zwar ist auch ein Gesetz vorhanden, das mir sagt: lindre fremde Noth! aber es wird in diesem Falle nicht darum befolgt, weil es mir befiehlt, dem andern zu helfen, sondern weil es mir den möglichen Vortheil verschafft, mir wieder geholfen zu sehen. Moralisch würde ich handeln, wenn ich uneigennützig, aus reiner Achtung für das Gesetz, das mir in dem andern die Erhaltung seiner vernünftigen Wirksamkeit befiehlt, wohl thäte; so aber handle ich eigennützig, also nicht moralisch. So prüfe jeder Unpartheyische die aus dem Princip: Alles, was du willst, u. s. w. ja jede aus irgend einem andern, als dem aufgestellten Kantischen Princip hergeleitete Handlung, und wenn er auf uneigennützige Tugend, wenn er auf eine Maxime kommt, von der sich zeigen läßt, daß sie den Begriff eines vernünftigen, moralischen Wesens nicht aufhebe, sich nicht in ihrem Gebrauche als allgemein geltend selbst widerspreche, so gebe ich ihm meine ganze Haabe. Nicht darum soll eine Maxime, von der ich wünschen könnte, sie möchte allgemeines Gesetz für ein Reich vernünftiger Wesen werden, gut oder die beste seyn, weil ich es wünsche, sondern weil sie vernünftig ist, oder in ihrem Gebrauche den Begriff einer moralischen,

 ver-

vernünftigen Welt nicht aufhebt. Es wird dabey also nicht an Eigennutz, nicht an Vollkommenheit gedacht, sondern bloß an Vernünftigkeit, und was vernünftig ist, ist absolut gut, ohne Rücksicht auf etwas, an sich selbst gut, und die Gottheit muß es wollen, weil sie die höchste Vernunft ist. Daß übrigens die Gottheit, wie wir aus Gründen, deren Anführung hier unnöthig ist, glauben müssen, das Wohlseyn der Sittlichkeit proportionirt, oder Glückseligkeit nach der Würdigkeit eines jeden vertheilt, hat mit dem Moral-Princip und unserer Verbindlichkeit, ihm gemäß zu handeln, gar nichts zu thun. Wir müßten moralisch handeln, wenn es auch gar keine Glückseligkeit gäbe, und handeln, um der Glückseligkeit würdig zu werden, heißt im Grunde nichts anders, als moralisch handeln, wovon jetzt wieder nicht ausführlich gesprochen werden kann, worüber ich aber die Leser, die an dergleichen Gegenständen Interesse finden, an die Erscheinung des Schmid- und Snellischen Journals für Moralität, Religion und Menschenwohl verweise, worinnen ich mich in einem Aufsatz: Ueber die höchste Bestimmung des Menschen, weitläuftiger darüber ausgelassen habe. Daß sich Herr E. aus dem auf der 280sten Seite befindlichen Labyrinth nicht heraus finden kann, daran ist kein Mensch Schuld, als der Schöpfer desselben. Aber wie kommt er auf die Aeusserungen S. 281. Z. 10. ff? Nach diesen Grundsätzen

könn-

könnte man eine recht gemeinnützige Moral schreiben, woraus sich jeder nach Belieben hervorlangen könnte, was er brauchte! Fänd übrigens der Verfasser dieses Etwas irgend eine Genugthuung für sich, oder für die Sache, für welche er schrieb, nothwendig, so würde er glauben können, sie sey ihm sehr vollständig in der 3ten Zeile S. 282 gegeben worden.

Ich beklage, die Kritik der Volksmoral für Prediger von P. Snell 1792 noch nicht zu Gesichte bekommen zu haben, worinnen, soviel ich aus einer Anzeige dieses Buchs gelernt habe, und wie sich von dem Verfasser erwarten ließ, so viel Treffliches über die Anwendung des höchsten Moral-Princips auf den Volksunterricht und Kanzelvortrag enthalten ist. Indessen will ich noch einige Anmerkungen hinzufügen, die für den, welchem die vorstehende Abhandlung verständlich gewesen ist, keiner Weitläuftigkeit bedürfen.

Der Volksunterricht in moralischer Rücksicht hat zum höchsten Zweck: Anführung zur Sittlichkeit, zu reiner uneigennütziger Tugend. Hierzu gehört theils Belehrung über das, was sittlich gut, oder moralisch recht ist, theils ist erforderlich, daß man Triebfedern in Bewegung setze, sittlich gut zu handeln. Das erste ist möglich, und, wie ich aus Erfahrung versichern kann, leicht, wenn man nur mit keinem schon vorher dagegen einge-

eingenommenen, oder verdorbenen Menschen zu thun hat. Besonders habe ich Unstudirte, Frauenzimmer und Kinder, die reif genug waren, einen vernünftigen Religionsunterricht zu fassen, sehr geneigt gefunden, in diese Grundsätze einzugehen. Das Hauptsächlichste dabey ist, die Urtheilskraft über moralische Gegenstände zu wecken und zu schärfen, und ihnen richtige Begriffe von reiner und uneigennütziger Handlungsweise beyzubringen, gegen welche sie schlechterdings nichts zu erinnern finden, weil ihr eignes moralisches Gefühl selbst jede Ausflucht abschneidet, wenn sie in andern Rücksichten auch noch so scharfsichtig, und zum Widersprechen geneigt seyn sollten.

Das zweyte von diesem Unterricht nicht zu Trennende besteht in der Angabe der Bewegungsgründe, und diese werden hergenommen von dem Besitz der Vernunft, von welchem ein jeder leicht überzeugt werden kann, und dem, was durch Vernunft möglich ist, wo also ihre Würde als moralischer Gesetzgeber, und die dadurch auf den Menschen zurückfallende Würde als vernünftiges und freyes Wesen nicht vergessen werden kann. Sobald nun jemand überzeugt ist, daß er Vernunft habe, daß diese Vernunft gesetzgebend sey, daß ihr Besitz seine höchste Würde ausmache, und daß er eben wegen dieses Besitzes verbunden sey, moralisch zu handeln, sobald ist ihm die höchste Triebfeder, der reinmoralische Bewe-

gungsgrund, moralisch zu handeln, gegeben; in dem Bewußtseyn seiner Würde ist ihm die Nothwendigkeit der Anerkennung der Verbindlichkeit, dem Strafgesetz zu gehorchen, auferlegt. Er handelt aus reiner Achtung für die Vernunft, oder das vernünftige Gesetz. Schon in der Abhandlung: Ueber den Einfluß ꝛc. hab ich darauf hingedeutet, und auch hier kann ich weiter nichts thun, als darauf hindeuten. Für die denkenden Theologen sind dergleichen Winke hinreichend, und können sehr fruchtbar werden, und alle mögliche Bedenklichkeiten und Zweifel jedes einzelnen dagegen zu heben, oder die Wünsche eines jeden zu befriedigen, ist eben so unmöglich als unzweckmässig. *) Auch wird der Einsichtsvolle die nachmalige Darlegung meiner Ueberzeugungen, die,

*) Es ist überhaupt sehr ungerecht, zu fordern, daß ein Verfasser gerade das über einen Gegenstand hätte sagen sollen, was dieser oder jener noch darüber gesagt haben würde, und daraus einen Grund zum Tadel herzunehmen. Wenn einer kein System schreibt, wo freylich durchaus keine Lücke gelassen werden darf, wo es aber auch weder von dem einen noch von dem andern abhängt, was er dazu thun, oder weglassen will, z. B. wenn etwas nach den vier Denkformen erschöpft werden soll, so sollte man das beurtheilen, was einem zur Beurtheilung gegeben wird, und nie seine unmaaßgeblichen Gedanken zur vermeintlichen Ergänzung der Lücken, die der andre gelassen hat, unterschieben.

die, wenn sie auch falsch erwiesen werden könnten, doch zur Beförderung des vernünftigen Denkens über moralische Gegenstände, und zur Herbeyführung der Wahrheit dienen müßten, weder tadeln, noch sich für berechtigt halten, aus demjenigen, was im Betreff der Berücksichtigung der christlichen Moral aus guten Gründen verschwiegen worden ist, zu schließen: der Verfasser sey kein wahrer Christ.

Schuderof.

IV.

IV.

Aus einem Briefe von Jena, über Reinholds Abgang nach Kiel. *)

Das Scheiden eines geschätzten Universitäts-Lehrers aus dem geliebten Kreise seiner zeitherigen jüngern Freunde und Zuhörer hat stets etwas Rührendes, und die Fälle sind häufig, wo gutgesinnte Zuhörer ihrem scheidenden Lehrer laute unzweydeutige Beweise ihrer Achtung und Dankbarkeit ablegten. Aber die Art, wie sich die bis an hohe Schwärmerey und Begeisterung gränzende Liebe einiger Hundert der edelsten Jünglinge aus allen Gegenden Deutschlands auf der Universität Jena bey Herrn Profes. Reinholds Abgang nach Kiel gezeigt hat, möchte selbst in den Annalen der deutschen Universitäten etwas seltenes seyn, und verdient als ein frohes Zeichen unserer Zeit in einem weitern Kreise bekannt zu werden. — Reinhold würkte durch seine tiefdurchdachten, und eben so klar als lieblich ausgedrückten Vorlesungen über die kritische Philosophie nicht bloß auf den Verstand, sondern auch aufs Herz seiner zahlreichen Zuhörer. In den gewöhnlichen Collegien zählte er deren immer an 200, und die vorzüglichern Köpfe unter einer so zahlreichen Menge genossen auch die Vergünstigung, ihren Lehrer und Meister in Privatunterredungen, so oft und so lange

*) Genius der Zeit von Hennings, Jun. 1794.

lange sie wollten, über schwierige Punkte zu befragen, und sich Aufklärungen von ihm ertheilen zu lassen. Er und sein vertrauter Freund, der würdige Arzt Hufeland, waren die einzigen, die außer den Collegiis an gewissen Tagen eine gewisse Abendstunde der Conversation und ihren Freunden und Zuhörern widmeten, und in das so oft gewünschte, aber unsern Universitäten noch so sehr fehlende, engere freundschaftliche Verhältniß mit den Studirenden traten, ohne daß diese Besuche, wie wohl mehrmals in Göttingen und Leipzig der Fall gewesen ist, in einen steifen Assembleenton, oder gar in eine Spielgesellschaft ausarteten. Auch kamen in den letzten Jahren, wo Reinholds Verdienste auswärts mehr erkannt wurden, beständig mehrere junge Männer von ausgezeichneten Fähigkeiten, und schon gereiften Kenntnissen bloß in der Absicht nach Jena, um dieses berühmten Kantianers besondern Unterricht in der Philosophie zu genießen, und man war sicher, in diesen philosophischen Abendzirkeln immer eine Auswahl der besten spekulativen Köpfe und Denker beysammen zu finden, die sich gegenseitig, und unter Reinholds Leitung, der immer den Faden geschickt wieder anzuknüpfen, und die Hitze der Partheyen zu mäßigen verstand, über die wichtigsten Materien aufklärten, und ihre Vorstellungen berichtigten. Ich darf Ihnen unter diesen zwey, in jeder Bedeutung des Worts, edle junge Männer namentlich anführen, den Baron von

Herbert

Herbert aus Klagenfurt und den Grafen von Purgstall aus Grätz in Steyermark, beyde Landsleute Reinholds und wahre esoterische Zöglinge seiner Schule. Der erstere hielt sich nicht allein mehrere Monate, bloß um durch Reinholds täglichen Unterricht seine Wißbegierde zu befriedigen, hier in Jena auf, sondern er setzte auch noch seine entschiedene Liebhaberey für die kritische Philosophie in seinem Vaterlande fort, hatte nach und nach zwey jüngere Lehrer dieser Philosophie in Jena, die Herrn Forberg und Niethammer unter sehr ansehnlichen Bedingungen bey sich in Klagenfurth, und macht jetzt in Gesellschaft eines dritten, des Herrn Doctor Ehrhards aus Nürnberg, eine Reise durch Italien. Der Graf von Purgstall verließ seine ansehnlichen Güter, und den Genuß aller sich ihm in üppiger Fülle darbietenden Vergnügungen, setzte sich, nicht ohne manche ächt philosophische Selbstverläugnung, als Schüler zu den Füßen unsers kritischen Meisters, und begleitet ihn nun auch mit einem seiner wackern Landsleute, dem Herrn Kallmann, nach Kiel. Es würde indiskret seyn, mehrere Namen hier nennen zu wollen; aber schon aus dem, was ich sagen durfte, ohne die Bescheidenheit vieler würdigen Freunde Reinholds zu beleidigen, wird es deutlich, daß er recht eigentlich die Kunst verstanden habe, eine philosophische Schule im alten Sinne des Worts zu bilden, und überhaupt die trockene Catheder = Spekulation zu einer

herzergreifenden Predigt festbegründeter Moral und Sittlichkeit zu machen. Natürlich mußte nun der Abgang eines solchen Lehrers auch eine ungewöhnliche Sensation auf die Gemüther seiner Zuhörer (dieß war bey weitem der größte Theil der jetzt in Jena studirenden 900 Jünglinge) und ausgezeichnete Bestrebungen, dem aus ihren Kreisen gerissenen ihre Dankbarkeit zu bezeigen, hervorbringen. Kaum war die Nachricht von dem ehrenvollen Rufe, den Reinhold erhielt, und nicht ohne großen Kampf annahm, allgemein bekannt worden, so wünschten ihm zwar alle seine wahren Freunde aus vollem Herzen Glück darzu, weil nur eine solche Veränderung ihm eine längere Lebensdauer versprechen, und seine schon ganz untergrabene Gesundheit befestigen konnte; allein der größere Haufe seiner Schüler gerieth in eine unbeschreibliche Bestürzung, und in Gegenwart einiger Hundert wurden feyerliche Berathschlagungen gehalten, um durch freywillige Subscriptionen und Beyträge ein Aequivalent zusammen zu bringen das den geliebten Reinhold bewegen könne, sein Versprechen zurück zu nehmen. Als sie nun aber das Unstatthafte dieser Zumuthungen deutlich einzusehen anfiengen, fehlte es nicht an allerley Vorschlägen, ihrem Liebling die ausgezeichnetsten Beweise ihrer Anhänglichkeit auf eine recht auffallende Art darzulegen. Mehrere Hundert subskribirten zu einer goldenen Denkmünze, die ihm, da der Medailleur nicht so schnell damit fertig werden

konn=

konnte, nach Kiel nachgeschickt worden ist. Zur Umschrift um das Brustbild sind, nach Herrn Hofrath Schützens Vorschlage, die schönen passenden Worte aus dem Lukrez, veridicis purgavit pectora verbis gewählt. Daß ihm den Abend vor seiner Abreise in einer feyerlichen Procession mit mehr als 400 Fackeln eine Nachtmusik gebracht, und ein Gedicht, das einige sehr schöne Stellen enthält, und von mehr als 500 Studirenden unterschrieben ist, überreicht wurde, kann nur in so fern als eine Merkwürdigkeit angeführt werden, da die musterhafteste Stille und Ordnung dabey herrschte, und ungeachtet der Marseillermarsch dazu ertönte, doch weder wildes Freyheitsgeschrey, noch sonst ein unartiges Benehmen sich dabey äußerte. Wer das alte Jena kennt, wird sich dieser schönen Umstimmung des sonst hier herrschenden Tones doppelt freuen. Rührend war an diesem Tage, und schon an einigen vorhergehenden, das unablässige Ab- und Zuströmen der noch besonders Abschied nehmenden, und ihren geliebten Lehrer zum letztenmal begrüssenden Studenten. Von mehr als Hundert empfieng er mündlich und schriftlich das freye Geständniß, daß sie ihm nicht bloß Aufhellung und Schärfung des Verstandes, sondern auch sittliches Gefühl und Entwilderung aus einem zum Theil sehr rohen Zustande zu danken hätten. Rührender noch war die letzte Abschiedsscene am Morgen seiner Abreise nach Weimar. Das Gedrän-

ge an dem Wagen war unbeschreiblich. Jeder wollte ihn noch einmal sprechen, umarmen, die Hand drücken, ihn berühren, als wenn eine Kraft von ihm ausgienge. Alle weinten und schluchzten, als wenn ihr Vater von ihnen schiede. Am rührendsten und erschütterndsten aber war den Tag vorher seine letzte Vorlesung, die er, weil sein geräumiger Hörsaal die Zuströmenden doch nicht fassen konnte, in dem noch geräumigern Griesbachischen zu halten sich gefallen ließ. Er beschäftigte sich darinn mit den frohen Aussichten auf die letzten erhabensten Resultate aller Philosophie, die dann erst in ihrer Klarheit dastehen werden, wann alle Spekulation der Schule, als blosses Gerüste abgebrochen, und eine allgemeine Vereinigung über die obersten Principien nicht mehr Wunsch, sondern Wirklichkeit seyn wird. Mehr als 400 Jünglinge horchten mit feyerlicher tiefer Stille den philosophischen Worten ihres von nun an nicht mehr unter ihnen gehörten Lehrers, und immer heftiger pochte es in den beklommenen Busen, als nun die Vorlesung ohngefähr mit folgenden Worten sich endigte: „Alles bisherige Philosophiren, da man über die Grundsätze nicht einig war, konnte nur in Auffindung allgemein vereinigender, und verpflichtender Grundsätze bestehn. Die denkende Vernunft kann unmöglich mit dem uneinig seyn, was ihr die praktische Vernunft vorhält. Von der Anerkennung der praktischen Gesetze der Vernunft muß eine Einhellig-

keit unter den Selbstdenkern über das entstehen, worüber bloß zu meynen der Menschheit schimpflich ist. Mit dieser Einhelligkeit beginnt die Philosophie als Wissenschaft. Dann beginnt ein Stand der Gesellschaft unter den Weisen und Guten, der auf kein sinnliches Interesse, auf keine Anhänglichkeit der Temperamente, kurz, auf nichts Zufälliges und Schwankendes, sondern auf den wesentlichen Charakter der Menschheit in der reinen Vernunft selbst gegründet seyn muß. Wenn meine Hoffnung, daß dieser Zeitpunkt nicht fern mehr ist, lebendig und unerschütterlich bey mir steht, so habe ich diese Wohlthat den glücklichen Erfahrungen zu danken, die ich während meines 6jährigen Aufenthalts auf dieser Universität gemacht habe; ich habe diese Wohlthat dem Fleiße, und den edlen Gesinnungen zu danken, womit ich hier so viele talentvolle junge Männer sich dieser Philosophie widmen sah. Sie, meine Herren, haben sich keinesweges durch die unleugbar großen Schwierigkeiten dieses Studiums, nicht durch die Menge anderer Collegien der sogenannten Brodtstudien abhalten lassen, meine Vorlesungen, die so ganz ohne Schmuck, und äussern Reitz waren, zu besuchen, und mit einer fast beyspiellosen Beharrlichkeit bis ans Ende auszudauern; ein Beweis, daß Sie die Anstrengung nicht scheuten, durch welche die Kraft der reinen Vernunft gestärkt wird. Im Namen dieser Vernunft, die der Gott in uns ist, die jedes Unglück durch ihr

Schild der Weisheit von unserm bessern Selbst abhält; im Namen dieser Vernunft kann ich Ihnen überschwenglichen Lohn versprechen, der ihnen um so gewisser zu Theil werden wird, da er bloß in ihrer Gewalt steht. Ich verspreche Ihnen nicht Reichthümer, nicht Wollüste, nicht Ehrenstellen, nicht glänzende Namen, sondern einen reinen heitern Blick des Geistes, Unabhängigkeit von der Laune des Schicksals, jene Eintracht zwischen Kopf und Herz; Eintracht zwischen Gott und Menschen, den Frieden Gottes, der mehr werth ist, als alles, was die Welt geben kann, und eine freye zuversichtliche Aussicht jenseits des Grabes. Ich trage kein Bedenken, mich auf mich selbst zu berufen, wenn von Ueberzeugungen, die die Philosophie ihren Verehrern giebt, die Rede ist; auf mich; — einen Menschen, dem die Philosophie alles, was er ihr opferte, so reichlich vergütet hat. Dieß habe ich nie so lebhaft gefühlt, als heute, da ich zum letztenmal an einem Orte auftrete, wo ich so selige Stunden verlebt habe; wo mir der süsse Lohn geworden ist, meine Ueberzeugungen so vielen reinen empfänglichen Seelen mitzutheilen; wo es mir gelungen ist, den allein seligmachenden Glauben an Freyheit des Willens in so vielen Herzen aufzuwecken, und gegen Spekulation der Vernunft sicher zu stellen; wo ich das Glück hatte, so manchen Freund zu erringen. O, des unbeschreiblichen Glückes, o! der Seligkeit! so

ge-

geliebt zu werden, wie ich geliebt worden bin, so zu lieben, wie ich geliebt habe! Um sie allein verlohnt es der Mühe, gelebt zu haben. Und doch kenne ich noch eine größere Seligkeit. Es ist dieß der Gedanke, daß ich keinen Widerspruch zu fürchten habe, wenn ich in Ihrer aller Namen in dieser feyerlichen Stunde vor dem Angesichte Gottes das Gelübde ablege: daß wir für den heiligen Dienst der praktischen Vernunft ganz allein leben; wenn es nöthig ist, auch für sie sterben wollen!

So endigte Reinhold seine letzte Vorlesung, und nie ist ein Gelübde mit mehrerer Salbung ausgesprochen, nie eines von einer zahlreichen Menge mit festerer Zuversicht, und ernsterer Entschlossenheit nachgesprochen worden,*) als dieß Angelöbniß im Dienste der heiligen Vernunft. — Gott laße es unserm Reinhold in seinem neuen Vaterlande, in Dänemark, im Lande der Vernunft und Freyheit, wohl gehen! —

*) Es ist also doch wohl eine wahre Lästerung gegen diese Vernunft, wenn man in den dießjährigen Rintelnschen Theol. Annalen No. 4. behauptet, die Kantische Philosophie führe gerade zu auf den Pantheismus, und untergrabe dadurch alle Moral, daß sie das Glückseligkeits-Princip leugne. Und doch gab es ein nahmhaftes Consistorium in einem sehr aufgeklärten Lande, das sich auf diese Insinuation berufen, und dadurch bey dem Landesfürsten selbst Mißtrauen gegen die Lehre der Kantischen Philosophie erregen konnte.

V.

Die französischen Kriegsgefangenen.*)

Diese Tage habe ich in Eisenach unter 700 gefangenen Franzosen verlebt, und eine herrliche Gelegenheit zum Hören des Französischen nach allen Dialekten gehabt. Siebzig Offiziere, die ich sprach, waren aus allen 4 Winden Frankreichs, und unter ihnen befand sich der General Lombard, welcher schon in Amerika gefochten hatte. Ich begleitete sie auf ihrem Zuge nach Gotha; das war mir in so ferne angenehm, als ich die artigsten Leute, die ich je gesehen, an ihren zum Theil ältlichen Officieren fand; aber es war auf der andern Seite ein für mich sehr trauriger Tag. Solche Barbarey und Unmenschlichkeit am Ablaufe dieses Jahrhunderts von Deutschen (Preussen, Mainzern u. s. w.) und in Deutschland gegen Unglückliche wehrlose ausgeübt, öffentlich vor allem Volke ausgeübt, und so, daß es die Preussischen Officiers oft sehen müssen, oder doch erfahren, — empört die Natur auch dessen, der Antidemokrat und Feind des französischen Unwesens ist. Mitten im Winter, im Januar 1794. etwa 62 Wagen voll Kranke, deren wenige Handschuhe, viele keine Strümpfe, keine Schuhe und keine Hemden hatten, auf einander gepackt, geworfen und gestopft, daß sie einander erdrücken möchten, sitzend Einer auf des Andern

*) Genius der Zeit. Nov. 1794.

Andern (oft verwundeten) Beinen, so daß keiner sich rühren konnte; von oben unter bloßem Himmel; unten etwas Stroh; hängend mit den matten sterbenden Köpfen und unaufhörlich gestoßen gegen Ketten, Spitzen und Holz; beym Auf- und Absteigen hinauf und hinunter gezogen und gestossen (geschoben, geworfen) als wäre es altes Holz, während viele halb schon mit dem Tode ringen! Hier ein röchelnder Sterbender, oder ein Leichnam; dort ein Verstandes- und Besinnungsloser, natantibus luminibus; hier ein Fluchender, daß ihm sein Nachbar, der nicht anders kann, seine Schenkel, auf denen er sitzt oder liegt, unleidlich, und bis zum Rasendwerden drücke, ein Nachbar vielleicht, der nicht mehr fähig ist, sich zu bewegen, oder zu hören, zu denken; dort ein von Höllendurst gequälter, dem Tode naher, der mit den letzten aufgebotenen Kräften: „Wasser!" stöhnt, oder auch schreyt; den bald Niemand hört, und niemand hören will; und hört ihn jemand in einem Dorfe (ein Bauer ꝛc.) und bringt ihm einen Labetrunk; so ruft der Dragoner: „Wer so einem Hund einen Tropfen reicht, den schlag ich auf der Stelle nieder" und zückt sein Schwerdt; thut ihm ein angesehener Mann, den er zu schlagen sich nicht traut, freundliche Vorstellungen mit Bitte, so behauptet und schreyt der Dragoner laut „daß er recht thue, daß es solchen Königsmördern" (der Kranke ist so wenig, als die ganze französische Armee, über den

Königsmord gefragt oder gehört worden)“ und solchen Menschen, die keine Religion hätten, und die christliche abschaffen wollten“ (als wenn die Einzelnen, und die Armeen Religionsdekrete gegeben hätten!) „nicht besser gehen dürfe, daß es ihnen contrair noch zu gut ginge, und daß man alle diese Gottlosen sogleich nach der Gefangennehmung hätte in Rhein ersäufen sollen.“ So sprechen, so denken diese Leute in dem Augenblick, da sie alle christliche und natürliche Religion durch ihre schwarzen Handlungen mit Füssen treten. Sollte man nicht die Zeiten der Kreuzzüge gegen die Sarazenen zurückgekehrt glauben? Uebrigens wäre es freylich menschlicher gewesen, die Gefangenen im Rheine zu ersäufen, oder sie zu erschießen, als sie eines so langsamen, lange quaalvollen, scheuslichen Todes vor Hunger und Kälte sterben zu lassen. Von Frankfurt ꝛc. an bis Gotha sind über hundert; und alle Tage 10 bis 16 gestorben; darunter viele Knaben von 14 bis 15 Jahren. Nur in Hanau (ich denke auch in Fulda) Eisenach und Gotha sind von Frankfurt an die Kranken und Gesunden des Nachts in erwärmte Stuben, Säle und Ställe gekommen; außerdem Tag und Nacht beständig im Kalten, z. B. in Scheuren mit Stroh (nicht einmal mit Heu, das doch erwärmt) gewesen. Und in Frankreich hält man die Gefangenen, Preussen ꝛc. nach allen vielfältigen Nachrichten, (ich meyne die Privat- und wahren Nachrichten

durch Briefe derselben und aus dem Munde der desertirten und ausgewechselten Gefangenen) so sehr gut; außer daß hier und da beym Einzuge ihnen einmal Gassenjungen nachschimpfen, und ihnen mit Kothe nachwerfen; Ja man läßt sie in und außer den Städten nach ihrem Belieben und für ihren eignen Verdienst bey den Bürgern und Bauern arbeiten, wie die Beurlaubten bey uns, wobey sie sich vortrefflich befinden. Eine ganze Anzahl Französischer sagten, der Herr von B. habe die Kranken aus den Mainzer und Frankfurter Lazarethen darum im Winter, und so unbedeckt den weiten Weg nach Magdeburg abführen lassen, man lasse sie darum so hungern und frieren, habe darum allein von Eisenach nach Gotha die Kranken mit dem Auf- und Abpacken, 9 Stunden lang ohne einen Bissen Brodt und einen Tropfen Wasser, unter freyem kalten Himmel schmachten, und ohne absteigen zu können und zu dürfen, in ihrem eignen Kothe und Gestanke liegen und anfrieren lassen, damit sie umkommen sollten, weil man sie nicht ernähren wolle, zumal da man nicht wisse, wie lange der Krieg noch dauern könne, und ob sie einst ausgelöset und die auf sie verwendeten Kosten ersetzet werden würden. Andre Deutsche sagen, man wolle durch solche Behandlung die deutschen Zuschauer vom Rebelliren abschrecken, aber das allgemein erregte Mitleid und die Verwünschung solcher Barbarey hat vielmehr die Herzen für die Franzosen

zosen, und gegen die Peiniger gestimmt. Da ist gar kein Mitleid, keine Menschlichkeit unter den sie begleitenden gemeinen Soldaten. Was haben nur allein ich und meine Freunde gesehen und gehöret! Es ist schauderhaft. Z. B. Ich fand einen hinten am Wagen sitzen, (vielmehr nur noch ein wenig hängen) einen 50jährigen, der schon Sprache und Besinnung verloren zu haben schien; alle Augenblicke glaubte ich, er müsse vollends herunterstürzen, und dann von den ganz nahen Pferden des folgenden Wagens zertreten werden. In der Todesangst hatte der Besinnungslose seine langen Hosen (Pantalons) aufgeknüpft — oder wie war es geschehen? Kurz, sie hiengen nur noch an den Fersen, und waren von dünner Diarrhöe überzogen. Ich bat, um alles was heilig ist, den fahrenden Bauer, und den begleitenden Soldaten, einen Mainzer, einen Augenblick halten zu lassen, ich und einer meiner Freunde wollten den Unglücklichen hinaufschieben, und ihm seine Hosen hinanziehen: Schaamtheile, Ober- und Unterschenkel waren ganz nackend; Schuhe und Strümpfe hatte er nicht. Alle Vorstellungen an den bewachenden Soldaten, einen jungen Kerl, waren umsonst; es durfte der Wagen nicht länger angehalten werden, ob man gleich auf der breiten Chaussee hätte ausweichen und so den folgenden Wagen nicht hinderlich werden können. Unsre ganze rührende Beredtsamkeit — pectus facit disertos — vermochte

nichts

nichts über den Mainzer; er sagte zuletzt zur Entschuldigung: „Ey, ich muß meinen Buckel vor Schlägen wahren.“ Das einzige, was er that, war, daß er fluchend den halbtodten Mitkranken dieses Wagens gebot, den Hinunterhängenden hinauf zu ziehen, indem ich und mein College unten an seinen erstarrten Schenkeln schoben. Zwey, die noch das mehreste Leben übrig hatten, gaben sich alle Mühe, ihn hinan zu ziehen, hatten aber die nöthige Kraft nicht mehr; und wir beyde konnten auch nichts durch Schieben bewirken, und wurden voll von des Unglücklichen Kothe. — Er blieb also seinem Schicksale, so hangend, der scheinbar Sterbende! überlassen. Mein College hatte Ueberhosen, die zog er sich ab und bedeckte des Sprachlosen Blösse: er wird sie aber bald wieder verlohren haben; und ist er nicht vollends heruntergefallen, und zertreten worden; so ist er wahrscheinlich in kurzem von der Lage und vor Kälte gestorben. Ich durfte, um nicht selbst von den Soldaten geschlagen zu werden, itzt nichts weiter thun, ich lief daher zum nächsten reutenden Officier, schilderte ihm mit möglichster Stärke des Entblößten Lage, und bat ihn aufs höflichste um gütige Fürsorge für ihn; er hörte mich kaum an, und sah so gleichgültig und kalt wie Eis aus; ich bemerkte nicht, daß er hinritte, um Anstalt zu treffen. Einem Dragoner gab ein ermatteter und erschöpfter marschirender Franzose einen Sechser und ein leeres Fläschgen,

daß

daß er ihm im Wirthshause, vor dem sie eben vorbeygiengen, Brandtwein kaufen möchte; der Dragoner nahm beydes, und trank den dafür gekauften Brandtwein, und gab auch dem Franzosen das Fläschgen nicht wieder. Dieser paßte es ab, bis der preussische Officier in seine Nähe kam, erzählte ihm die Geschichte, und dieser gebot dem Dragoner, dem Franzosen Brandtwein und Fläschgen zu bringen, sonst sollte er Prügel kriegen. Dieß war die ganze Strafe. Von Gotha bis Magdeburg werden wenigstens noch hundert sterben.

In Eisenach haben ihnen Kaufleute viel Gutes gethan; in Gotha haben der Herzog, sein Bruder, die Herzogin u. s. w. sie aufs Beste speisen, verpflegen, von Wundärzten besorgen, sie reinigen (auch vom Ungeziefer wurden sie aufgefressen, die Kranken!) sie auf den Wägen bey der Abfahrt mit wollenen ihnen geschenkten Decken bedecken, auch Vielen Hemden, Halstücher, Strümpfe und Schuhe machen lassen. Noch zwey Beyspiele habe ich oben vergessen. Eine Menge der letztern Wagen mit den halbtodten Kranken (deren Anblick du dir nicht entsetzlich genug vorstellen kannst, und von denen die Meisten ihren Kopf nicht mehr halten konnten, so daß er alle Augenblicke gegen Ketten, Stangen, Hölzer und Spitzen gestossen ward) sah ich, auf Befehl über Pflaster und Steine mit der größten Geschwindigkeit, fast im Gallop, fahren, um die vorange-

fahrnen

fahrnen Wägen wieder einzuholen; und hörte, wo die rennenden Wagen vor mir vorbeyfuhren, das Geschrey, das Fluchen, und Stöhnen der verzweifelnden Kranken; eine Scene, so entsetzlich, daß ich keinen Ausdruck dafür habe. Ein Bauer, dessen Knecht seinen Wagen mit Kranken fuhr, und nebenher gieng, sagte ohne Grobheit bey Gelegenheit einer Barbarey eines Soldaten: „es wäre doch Unrecht, Menschen so zu behandeln, und sie so leiden zu lassen." Gleich nahmen ihn einige Soldaten in Arrest in die nächste Schenke, ihm drohend und schreyend, „er sey auch ein Freund der verfluchten Rebellen." Er mußte sich loskaufen, und die Soldaten theilten und versoffen sein Lösegeld.

Die Französischen Officiere sagten, und Deutsche genug haben es auch gesagt, daß alle solche Handlungen um so viel schlimmer, unverdienter und himmelschreyender wären, da die Preussischen Gefangenen in Frankreich so gut behandelt würden, und Frankreich und die Franzosen dem Könige von Preussen, seinem Lande und Leuten seit dem 7 jährigen Kriege nichts zuwider gethan, sein Land nicht angegriffen, ihn, sein Land und seine Unterthanen gar nicht beleidigt gehabt hätten; sondern Er ungezwungen sie angegriffen habe; und da die Franzosen sein ganzes Heer, das sonst ohne Rettung verloren gewesen wäre, in Hoffnung des Friedens mit ihm, aus der Champagne hätten abziehen lassen.

Die

Die Officiere bekommen die Hälfte ihrer Gage in Französischen Assignaten, die großentheils falsch sind, und im übrigen kein Officier in Deutschland so leicht anbringen kann. Was bleibt also z. B. denen Lieutenants? Und doch sehe ich, wie brüderlich viele, selbst arme Officiere, Lieutenants und dergl. darbten, und elend lebten, um ihren Bissen Fleisch, ihren Trunk mit den gemeinen Waffenbrüdern ihres Regiments oder Compagnie zu theilen; und wie sie von dem Weine, und allen den andern Erquickungen, die man ihnen unterwegens anbot, so selten für sich den geringsten Gebrauch machten, sondern mit der liebenswürdigsten Höflichkeit nur um Erlaubniß baten, daß sie es ihren kranken Brüdern, den gemeinen Kriegern, welche auf den Wägen lagen, bringen durften.*)

*) Widerspreche, wer da kann, diesem Briefe eines Augenzeugen; wer sollte nicht Beweise des Gegentheils erhalten zu können wünschen! Aber bis dahin würde es ein unverzeihliches Verbrechen gegen die Menschheit seyn, Thatsachen, wie diese, zu unterdrücken, so wie wahrer Mangel an Ehrerbietung gegen die erhabenen Regenten, in deren Macht es stehet, solche Barbareyen zu ändern, wenn man glaubte, daß Ihnen Bekanntmachungen der Art mißfällig werden könnten. Gewiß wissen Sie nicht, zu welchen Unmenschlichkeiten verkehrte Begriffe den gemeinen Mann führen; wer Ihre Größe und menschliche Denkungsart verehret, der wird daher nicht einen Augenblick anstehen, Ihnen ein solches scheusliches Gemälde

VI.
Ueber Danton.
ein aus dem Groben entworfenes Fragment, aus einem zu erscheinenden größern Werke, über die Französische Revolution.*)

Ich weiß nicht, was Danton vor der Revolution getrieben hat, auch liegt im Grunde wenig daran. Aus der Moralität seiner Umgangsgenossen läßt sich abnehmen, wie groß oder gering, wie delikat, oder undelikat die seinige unter dem alten Verfassungszustande möge gewesen seyn. So viel hab' ich zufälliger Weise erfahren, daß er früh von Arcissuraube, wo er gebürtig, nach Paris gekommen, und dort seine juristischen Studien angefangen, oder vollendet hat. Seine Mutter soll nicht unbemittelt seyn, aber was will das sagen

mälde vorzulegen, um von Ihnen Abänderung zu erwarten.

Auch hier siehet man, wie vieles darauf ankommt, dem gemeinen Volk richtige Begriffe beyzubringen, das heißt, es aufzuklären. Aufklären heißt menschlich machen. Und wo keine Menschlichkeit ist, wer möchte da Herrscher, wer Mitbürger seyn!

d. H.

*) Aus dem Tagebuche des Revolutions-Tribunals. Drittes Heft. S. 206.

sagen, für einen jungen Menschen voll Temperament, der in dem Geschwelge einer großen Stadt schlendert? Im Barreau, wo er wenig Beyfall erhielt, gewann er nicht viel. Aber eine hübsche, sittsame Frau ward ihm hold; sie liebten einander, heyratheten sich, und von der Zeit an lebte er auf Kosten seines Schwiegervaters.

Ein Mann von stentorischen Lungen, von herkulischem Körperbaue, bekömmt natürlich Platz in dem Volksgewühle öffentlicher Auftritte; Danton muste den seinigen ohne Mühe finden, bey Seel- und Geistestalenten, die er in nicht gewöhnlichem Grade damit verband. Er trat auf unter den Wahlherren von 89, und ward gleich anfangs der Revolution bemerkt. Sein Einfluß auf den Distrikt Descordelieres, der sich durch Hyperbolism auszeichnete, machte ihn bald darauf wichtiger. Dieser Distrikt spielte eine Hauptrolle in dem Aufstande vom 5ten und 6ten October, und in jenem andern, worinn der Bäcker Francois umkam. — Als die Lameth sich von Lafayette trennte, begleitete er sie; Danton soll sie jedoch mehr geleitet haben, als unter ihrem Einflusse gestanden seyn. Er erschien immer als Vorfechter, so oft er gegen Lafayette zu Felde gieng. Noch am 18ten April 1791. spielten Danton und Lameth zusammen; denn da Lafayette vom Departement autorisirt seyn wollte, Gewalt zu brauchen, widersetzten sich unter den Mitgliedern

der Administration vorzüglich Danton, und Alexander Lameth, mit Drohungen das Volk aufzuwiegeln. Erst bey Gelegenheit der Flucht und Wiedereinsetzung des Königs kam es zwischen beyden zur Fehde. Damals erneuerte sich unter den Patrioten der Verdacht: Danton arbeite für Orleans. Seine Verbindung mit Laklos begründete denselben. Sie beyde veranlaßten des berüchtigten Marsfelds Petition. Danton befand sich da von 10,000 Männern, Weibern und Kindern umgeben, auf dem Altare des Vaterlandes. Er ward geschlagen, entfloh nach England und kam erst nach Annahme der Konstitution mit der Amnestie wieder zum Vorschein.

Als sich während der Legislatur die Frage über den Krieg erhob, blieb es zweifelhaft, ob Danton für oder wider dieselbe sey, und er schien, sich zwischen Brissot und Robespierre zu stellen; überhaupt sah man ihn sorgfältig das Zusammenrennen mit letzterm meiden. — An dem wesentlich von ihm kombinirten zehnten August ist er, müde von der Reise, nach einer größtentheils durchwachten Nacht unter dem Donner der Kanonen ins Schloß gedrungen. — Die Legislatur, über ihren eignen Sieg erschreckt, der sie weiter führte, als sie vorausgesehen, mißtrauete denen, die vor sie gestritten hatten, und ernannte Danton zum Justizminister, aus Furcht des Widersachers. Aber er, zu bekannt mit dem Motife

der Legislatur, und mit der Schwäche derselben in der letzten Periode ihres Daseyns, ließ sich dadurch nicht bestechen. Während Marat und Robespierre in der Municipalität und den Elektoralversammlungen herrschten, war er Diktator des exekutiven Raths. — Seinen, in die Departementer, und umliegende Gegenden von Paris ausgesandten Kommissarien verdankt man wesentlich jene große Insurrektion, welche so viel tausend Franzosen gegen die Preussen bewegte. — Auch veranstaltete er den abscheulichen 2ten September, nicht um im Trüben zu fischen, und sich Nebenbuhler vom Halse zu schaffen, sondern in der Meynung, daß die Pariser nur durch Angst und Schrecken zum Ausmarsch zu bringen seyn, mit unter auch, um seinen Freunden Gefallen zu thun. Von den ihm anvertrauten Geldern nahm er ohne Heimlichkeit für sich und sie. — Er hat sich geweigert, Rechnung abzulegen. „Eine Lumperey müsse bey Revolutionsläuften nicht in Anschlag kommen; es sey nothwendig, daß für die Werkmeister etwas abfalle; wer wolle künftig sich die Mühe geben, einen König zu stürzen, wenn man in Gefahr stehe, Kanaille zu bleiben.“ — In der Versammlung selbst erklärte er, daß, wenn ihm die Nation zwölf Millionen mehr anvertraut, er sie von allen ihren Feinden befreyt hätte.

Bey Eröffnung des Konvents legte er seine Ministerstelle gegen die eines Volksrepräsentanten nie-

nieder, und kam den Temporisirenden zuvor, mit dem Vorschlage zu Abschaffung der Royalität. Der Schwarm von Kommissarien, womit Brabant überschwemmt wurde, war sein Werk. Danton und Lacroix spielten die einträglichsten Rollen. Des erstern sogleiche Widererscheinung im Konvente gab den Debatten über den Tod Ludwigs des Sechzehnten jenen ungünstigen Ausschlag.

Nachdem er das Komplot vom 10ten May veranstaltet hatte, vereitelte er es, die Ursache davon ist räthselhaft. Uns dünkt er mit Dümourier zu einem Plane einverstanden. Das scheint selbst aus den Memoiren des Letztern zu erhellen.

Seine Reichthümer und die anscheinende Konnivenz mit dem abtrünnigen Generale, welche sein Stillschweigen zu verrathen schien, hatten ihn den Jakobinern verdächtig gemacht. Um sich in der Meynung derselben zu rehabilitiren, provozirte er Revolutions-Maaßregeln. Die Errichtung des Revolutions-Tribunals, die Revolutions-Armee, und endlich des Wohlsausschusses, der ihn gestürzt hat, kommen von ihm her. Aus Trägheit und aus Politik weigerte er sich, Mitglied davon zu seyn.

Nachher machte er Brissot und seinen Freunden Friedensanträge, die unglücklicher Weise verworfen wurden. Den ein und dreyßigsten May

 miß-

mißbilligte seine Klugheit, weil dort alles gegen alles aufs Spiel gesetzt wurde. Darauf suchte er Vergleich zu treffen und hat durch den Minister Deforgues die Unruhen in Kalvados in Güte beygelegt. Als Marat ermordet wurde, rief er: „Sie kennen also den gefährlichsten ihrer Feinde nicht, einen Mann, der sogar die Gegner seiner Feinde haßt, sobald sie nicht seine Instrumente sind; Robespierre hätte man umbringen sollen.“ Als die Insurgenten in Kalvados durch Bestechung zur Ruhe gebracht waren, arbeitete er an einer Amnestie für die unglücklichen Deputirten. Er suchte Brissot und dessen Freunde vom Schafot zu retten; wollte weder den Tod Kustine's noch der Königinn, und verließ die Stadt, zum Beweise, daß er an den gewaltsamen Maaßregeln der Regieruug keinen Theil nehme, und versprach, mit gelindern zurück zu kommen.*) Nun fingen die wohldenkenden Bürger an, auf ihn Hoffnung zu setzen. Ein Theil der Koalition der Mächte that ihm Anträge, die aber aus gegründetem Mißtrauen verworfen worden sind. Um desto mehr sah man seiner Rückkunft mit Verlangen entgegen. Man verspricht sich viel von seiner

*) Es hieß, er und Robespierre verständen sich. Die aber, so wußten, wie viel Uebels von Danton in dem Hause der Mademoisell Chalabre, der Mätresse des Robespierre, gesagt wurde, glaubten es nicht.

ner Sanftmuth. Die unerwartete Hinrichtung Orleans schreckt ihn auf. Er erscheint. Seine Entfernung hatte zu lange gedauert. Robespierre geht ihm freundlich entgegen, Fabre d' Eglantine erhält es endlich, Robespierren von Dantons Nothwendigkeit überzeugt zu haben. In der That, schien sich jener an diesen zu schließen. Robespierre söhnte Danton mit den Jakobinern aus. Des letztern Rede wirkt und rührt. Man umarmt den alten Kameraden, und schämt sich der Ungerechtigkeit.

Kamille Desmoulins schreibt wider die Tyranney der Municipalität, gegen die Frevel Chaumettes, Heberts und des Kriegsministers; er schreibt zum Besten der Milde und der Menschlichkeit. Robespierre billigt das ihm vorgelegte Manuskript. In der Zwischenzeit denunzirt Philippeaux den Verrath und die Ausschweifungen der Generale im Vendeekriege, und die vom Wohlsausschuß begangenen Fehler. Nie haben schriftstellerische Produkte mehr Sensation gemacht. Kamille und Philippeaux zeigen sich wie plötzliche Hoffnungsleuchte in schwarzer Nacht. Die Gemüther wachen aus ihrer starren Betäubung auf. Oeffentliche Meynung beginnt rege zu werden. Kamille will unter der Guillotine vernichtet seyn, als langer Augenzeuge von den Abscheulichkeiten derselben. Er bewundert die Seelengröße, womit Brissot und seine Freunde

starben; indessen fuhr er fort, mit Danton und Robespierre gleich vertraut zu seyn. Dieser hier, und Barrere, jener beherzte Sklave im Gefolge der jedesmaligen Macht, der nur allein Muth besitzt, um die Infamie seines Lebens zu fristen, Barrere, und sein Gebieter Robespierre, subskribiren. Nun glaubt alle Welt, Kamille schreibe im Sinne des Ausschusses. Noch ein Blatt, und die neue Stimmung bricht sichtbar in Handlungen aus. Die Jakobiner stutzen. Kamille, Fabre und Philippeaux werden in Abwesenheit Robespierres verurtheilt, damit dieser ihre Vertheidigung übernehme, und die Widerannahme bewirken könne. Der Wohlsausschuß giebt öffentlich Hoffnung zur Mildigkeit. Jetzt hätte Danton drängen sollen. Er verliert Zeit, und wird überrumpelt. Man untersagt Kamillen, zu schreiben, unter dem Vorwande des Nichtübereilens. Die neugeschaffne öffentliche Meynung erschlafft. Plötzlich erscheint Kollot aus Lyon, um ihr einen Stoß in entgegengesetzter Richtung zu geben. Robespierre und der Wohlsausschuß stellen sich bestürzt, und vom wütenden Kollot wie gezwungen zu blutigen Maaßregeln auf einen Augenblick zurück zu kehren.

Indeß werden Hebert, Ronsin und Vincent arretirt, die blutdürstigsten Gegner Dantons. Bald darauf geschieht ein gleiches an Fabre, der für des erstern Faktotum gilt. Vincent, Ronsin,

He=

Hebert frey zu lassen, wird in Dantons Willkühr gestellt. Hoffend, das nämliche für Fabre thun zu können, giebt er den Fürbitten nach, mit der Bemerkung: „Zu ihrem Besten müsse man sie festhalten, denn in wenig Wochen stürze sie neue Thorheit.“ So sieht man immer besser die Gefahr anderer.— Hebert besteigt mit den Seinigen das Schafot; dumpfe Gerüchte über Danton werden lauter. Man fragt, was Danton mache? Er negoziere, heißt es. So ist er verloren. Nicht das Bekenntniß seiner Schwäche, sondern ein Wagestreich kann ihn retten.

Zwey Tage vor seiner Gefangennehmung wird er von der Tafel des Ministers abgerufen, bey dem er speiset. Man hinterbringt, daß seinem Notar im Gefängnisse Bekenntniß über den geschlossenen Heyrathskontrakt von einem Spion Robespierres durch Versprechen und Drohungen abgenöthigt worden.*) Danton kehrt kaltblütig zur Gesellschaft zurück. „Sie wollen meinen Kopf. Nun, gut! Ich bin der Hudeleyen müde, mögen sie ihn nehmen, was liegt daran, ich werde mit Muth zu sterben wissen.“

*) Danton hatte sich einige Tage nach dem 31sten May verheyrathet, und sich, hieß es, von seiner Vermählten eine Morgengabe von 1400000 Livres zubringen lassen. In Brabant soll er 4 und Lacroix 6 Millionen zusammengerafft haben.

Vorstellungen bewegen ihn, für seine Sicherheit zu sorgen. Den folgenden Tag wartet er Robespierren auf. Die Zusammenkunft ist wärmer als jemals. Beym Weggehn umarmt ihn der Kollege. Danton begiebt sich ins Schauspiel, supirt mit Tänzerinnen, und wird um zwey Uhr Morgens in Verhaft genommen.

Bey Eröffnung der Sitzung wußten wenige Deputirte um den Vorfall. Nun war die Versammlung sehr zahlreich, weil sich verbreitet hatte, Danton werde diesen Tag einen entscheidenden Schritt wagen. Die ganze Versammlung war für ihn. Statt dessen kündigt der seitdem feige Legendre den Verhaft Dantons in einer emphatischen Rede an. Der Eindruck ist groß. Die Versammlung geräth in Aufruhr. Sie fühlt sich aus ihrer zehnmonatlichen Betäubung gerissen, und ist verwegen genug, laut über Tyranney zu schreyen; schon glaubt sie den Tag der Befreyung erschienen, als auf einmal die Abwesenheit des Gestürzten, und die Gegenwart Robespierres, sie wieder in längst gewohnten Gehorsam schleudern.

Hätte Danton, statt in seinem Hause zu schlafen, sich in die Versammlung gestohlen; hätte er geredet und Robespierren mitten in der Versammlung erschlagen, so stünde er noch heute an der Spitze der Schicksale Frankreichs.

In der Procedur ist keine Beschuldigung gegen ihn erwiesen worden.

Danton hatte das Ansehen eines Mannes von vierzig und war 43 Jahre alt. Sein Aeusseres war wild und gebietend, der Körper von starken Knochen und Muskelbaue, ohne schwerfällig zu seyn. Nette Füße, Beine und Lenden, wohl gestaltet; der Oberleib untersetzt, aber von geschmeidiger Korpulenz, hohe Brust, breite Schultern, auf kurzem Halse einen kleinen runden Kopf mit krausem braunem Haar, den er rückwärts trug oder warf in der Bewegung eines muthigen Rosses. Das Gesicht war kräftige Häßlichkeit, die Augen klein, braun, blitzend. Eine kurze aufgestülpte, aber dreuste Nase, genialische Stirn; halb zirkelförmig über die untere weglaufende Oberlippe, der am meisten charakteristische Zug seines Gesichts.

Das Ganze der Person war eine Mischung von Auerochs und ungarischem Vollstier, gemacht dem Volke zu gefallen, das vor allem den Ausdruck des Vermögens liebt.

Sein Geist besaß rohe Stärke und Unternehmungskraft im höchsten verwegensten Grade. Vor nichts bebte er. Er war reich an Konception, jedoch ohne Studium und Kultur, und gieng vorwärts ohne Plan, meistens, wie es sein Temperament oder Interesse des Augenblicks eingab. — So stellt sich ein verwegener schwäbischer Hand-

werks-

werksbursche ans Steuerruder eines Donauschiffes, ohne daß sein Muth die Klugheit des Piloten ersetzt. — Man hörte Danton beständig mit Beyfall; er ermüdete niemals. Seine Rede war kurz, aber muskulös, und voll Kraft, wie sein Körper. Er sagte immer eignes in eignen kecken Bildern und Redensarten, und hat das Wörterbuch der Revolution am meisten bereichert. Er sentenzirte, und wußte dabey die Sache beym einschneidendsten Ende zu fassen.

Was sein Moralisches betrifft, so war er Schwelger und Wollüstling. Körperbau und Temperament reizten ihn zu beyden, indeß scheint er, den Sorglosen auch absichtlich gespielt zu haben, wenn er während der kritischen Augenblicke der Revolution im Bett, und in den Armen seiner Neuvermählten Audienz ertheilte. — Zuverlässig jedoch war in ihm der Ehrgeiz dem Bedürfnisse des Genusses, und sobald er seine Massen in Bewegung setzte, selbst dem Sacheifer untergeordnet. Er war populär aus Umgangs Gewohnheit, Bequemlichkeits halber, und um selber ungenirt zu seyn. Uebrigens fand sich seine Eigenliebe durch den Beyfall der Menge wenig geschmeichelt, weil er den Werth der Popularität zu wägen wußte. Gern aber strebte er nach dem günstigen Urtheil der denkenden Klasse und es lag ihm daran, für einen Mann von Geist gehalten zu seyn. Er war grausam aus brutalen Staats-

ma-

maximen, und nicht aus Character, wie Robespierre. In seiner Politik höchst unmoralisch und wenig delikat über die Mittel zum Zweck, führte er häufig borgiasische Grundsätze im Munde, und, indem er sie öffentlich bekannte, verläumdete er sich selbst, und schadete sich mehr, als er verdiente, welches nicht geschehen wäre, hätte er gewußt, Heuchler zu seyn. Ueberhaupt war er ob seines Rufs zu unbesorgt, mehr als die Sicherheit in kritischen Zeiten erlaubt, und nur erst durch seinen Proceß ist es zweifelhaft geworden, an wie viel Partheyen, oder ob er sich nur verkaufte?

Er galt für einen wackern Sohn, wackern Vater und Ehegatten. Hatte zwanzigjährige Freundschaften. Seine Freunde nannten ihn einen guten Kerl. Er wußte wenig von Haß oder Rache, war offenherzig, dienstfertig, freygebig und gutmüthig, aber roh, nur starker aber keiner zarten Eindrücke fähig.

Ein sanfter Zug, der aufs interessanteste mit seiner rauhen und brutalen Oberfläche kontrastirt, entlockte dem Auditorium seines Processes Thränen. Von den feigen Blutsaugern, die erst nach der Gefahr des 10ten Augusts zum Vorschein gekommen sind, angeklagt, sich einige Tage vorher geflüchtet zu haben, antwortete der Stifter jener verwegenen Begebenheit: ja, ich habe mich entfernt, und bin den 9ten Abends wieder gekommen. Nachdem alle Anstalten zum Angriff des Schlosses getroffen waren, konnt' ich den Gedan-

ken

ken an eine zärtliche Mutter nicht entfernen, die mein Tod schmerzen würde. Ich nahm die Post, flog in ihre Arme, küßte sie und sagte: zum Letztenmale vielleicht, denn der Augenblick ist gekommen, wo wir entweder siegen oder sterben müssen, in drey Tagen leb ich nicht mehr, oder der Thron ist zu Boden gestürzt. Beym Tode seiner ersten Frau, die der Gram wegraffte, in ihrem Manne den Anzettler der Morde vom 2ten September zu sehn, war er für Schmerz ausser sich, suchte sich zu entleiben, und ward nur mit Gewalt von diesem Entschlusse zurück gebracht. Er schrieb nie. Seine öffentlichen Reden alle sind improvisirt, und in Privatgeschäften war seiner Trägheit keine Zeile abzugewinnen. Einer seiner Freunde bedarf seiner Verwendung. Danton bestellt ihn zu sich auf den folgenden Tag, morgens um sieben Uhr. Statt eines Briefes findet er Danton angekleidet, und einer der Regenten des französischen Reiches läuft lieber bis Mittag mit ihm herum, mündlich zu leisten, was eine Zeile gethan hätte. War es Politik, so ist der Zug Beweis freundschaftlicher Gefälligkeit.

Man hat von Dantons Geiste zu vortheilhafte, von seinem Herzen zu schlechte Begriffe gehabt, das letztere, weil er ohne Behutsamkeit lebte, das erstere, weil man ihm Charakterstolz für Genie anrechnete. Indeß sind ihm seine siegenden Gegner nur an Hinterlist und fortgesetzter

Thä-

Thätigkeit überlegen gewesen; nüchternen Lebenswandels, war er allen gewachsen. — Aber Schwelgerey hatte ihn nachlässig, Gefühl eigner Stärke und Bewußtseyn der Liebe des Volks hatten ihn sicher, sein Glück menschlicher gemacht, und es verdient, bemerkt zu werden, daß er seinen Nebenbuhlern gerade dadurch am meisten Blöße gab. Alle Partheyen in dieser Revolution, die Hebertsche ausgenommen, fielen, sobald sie aufhörten, violent zu seyn, und mildere Handlungsmaximen einzuleiten suchten, daher ist Danton durch die einzige tugendhafte seiner öffentlichen Thaten umgekommen.

Auf die schändlichste Weise ward er umgebracht; der Rapport des Anklägers Saint Just, wie alle übrige Werke dieses jungen Verfassers, aus der Einbildungskraft geschrieben, enthält Beschuldigungen, keine Beweise. Man muß in Paris gelebt haben, um zu begreiffen und zu empfinden die Unverschämtheit, womit in öffentlichen Versammlungen gelogen, und die weltbekanntesten Fakta in Gegenwart von Augenzeugen verfälscht werden, ohne daß jemand widersprechen darf. Hat man nicht zu sagen gewagt, daß Brissot, Lafayette und Hebert zusammen konspirirt? — Der Wohlsausschuß erdichtet Complote, ohne den mindesten moralischen Schmerz, und mit eben dem kalten Blute, womit man den Operationsplan eines taktischen Manövers kombinirt. Man stellt, wie das Loos, und der Zufall, und

Pri=

Privatrache heischen, Leute als Verschworne zusammen, die sich weder sahen noch nennen hörten. Und seitdem der denkende Theil der Nation*) zum Schweigen gebracht, oder physisch vernichtet ist, geben sich diese Voltaschläger kaum die Mühe mehr, ihr Spiel zu verstecken. Nur die freche Zuversicht, womit das Tribunal verfährt, und die Dummheit, womit ein Theil des Publikums glaubt, gehen noch weiter als die blutige Politik des Wohlsausschusses.

Das Tribunal bricht den Urtheilsstab und die Procedur nach Gutdünken, entweder indem es sich genugsam erleuchtet oder insultirt erklärt, ehe noch zur Antwort Zeit gegeben ward. Mitten in ihrer Rede unterbrochen, oder durch Gewalt zum Schweigen gebracht, überzeugt sich die Unschuld, daß sie sich weniger hoffnungslos vor einer Jury befände, der aus Albas und Pizarros, aus Furien und Höllengeistern bestünde. Wer Karakterstärke oder physische Kraft besaß, überwand die Tortur und entgieng dem Scheiterhaufen der Inquisition, aber hier, wo das Gewissen von zehn Fanatikern nur eines vermeynten innern Lichts bedarf, wo es weder eines Bekenntnisses, noch einer Zeugenaussage, wo es nicht einmal des Scheinbeweises der Prevotal-Gerichte bedarf, da fal-

*) Das hat sich nun wohl geändert, und man kann nun schon freyer athmen.

fallen starke wie schwache sobald über sie das Todesloos der Proskription geworfen ist.

Die Hinrichtungen des Tribunals waren weiter nichts als mit juridischer Form bekleidete Morde, eine fortdaurende Bartholomäusnacht, eine Bluthochzeit, die dießmal nicht im Zeitraum von 22 Stunden, sondern in einem von 12 Monaten gefeyert ward. Danton hat gewissermaaßen als Erfinder des abscheulichen Blutgerichts sein Schicksal verdient. So kam der Künstler in seinem glühenden Ochsen um. Aber die Sache Dantons gewann durch seine Gegner, sträflicher als er, und die Art, wie man ihn umbrachte. Robespierre und Saint Just haben nicht gewagt, ihm gegen über zu erscheinen, wiewohl sie als Kläger dazu berufen waren. Dantons Ueberlegenheit, die sich dießmal in voller Größe zeigte, machte das Tribunal erbeben, und es unterstand sich nicht, ihm das Urtheil ins Angesicht zu sprechen, sondern führte ihn unmittelbar aus dem Gefängnisse auf den Gerichtsplatz.

Danton war vom Volke geliebt, während, die ihn gestürzt haben, nur gefürchtet sind. Ihnen steht bevor, von der Wuth der erwachten und entfesselten Menge in blutigen Fetzen durch die Straßen geschleppt zu werden, wie es ihnen Danton auf dem Schafot prophezeihte. Er wurde bedauert. Man sah in ihm einen Rhinozeros, der,

in die Falle gestürzt, einer Kuppel Tigerkatzen unterliegt. Während der Hinfahrt herrschte mehr Bestürzung als Jubel. Die gebundene Stellung hatte ihn nicht seines imposanten Wesens beraubt, und wo er den Blick hinwandte, schwieg das funerale Händeklatschen.

VII.

Etwas über Sympathie.

Eine philosophische Abhandlung. *)

§. 1. Einleitung.

Die Sympathie scheint mir des Nachdenkens werth zu seyn. Aus ihr lassen sich sehr auffallende Erscheinungen, die wir bey Beobachtung des Menschen an ihm gewahr werden, erklären. Dem Einen werden wir bey dem ersten Anblick gewogen; wir suchen seinen Umgang; wir tragen gern zu seinem Glück bey; dem Andern, der uns doch nichts gethan hat, sind wir abgeneigt; wir meiden ihn; wir können nur durch die Moral veranlasset werden, sein Bestes zu suchen. Und auch dann hält es gemeiniglich noch schwer. Man ver-

*) Dieser Aufsatz ist noch nicht gedruckt erschienen, der Verfasser desselben will vor der Hand unbekannt bleiben. A. d. H.

veruneinigt sich mit dem Einen, und söhnt sich den Augenblick wieder mit ihm aus: und man sucht den Andern nach einer geringen Beleidigung vielleicht auf immer zu meiden. Man erlangt zu dem Einen, sobald man ihn gesehen, oder mit ihm gesprochen hat, schnell ein Zutrauen, ohne den Grund davon bestimmt angeben zu können: und setzt in den Andern ein Mißtrauen, wenn er uns auch schon Proben von seiner Redlichkeit abgelegt hat. Man findet bey dem Einen, sobald man zu ihm kommt, sogleich Stoff in Menge zur Unterhaltung: und weiß bey dem Andern nichts aufzubringen; oder, es wird doch Alles sehr kurz. Was den Einen betrifft, der doch mit uns in keiner genauen Verbindung der bürgerlichen Einrichtung, oder der Abstammung, steht, interessirt uns; es ist uns wichtig; wir nehmen Theil daran; wir suchen der Sache eine gute Wendung für ihn zu geben; wir freuen uns innig, wenn sie gelingt: und lassen im Gegentheil das, was einen Andern, der mit uns genauer verbunden ist, angeht, dahin gestellt seyn; oder wir nehmen uns der Sache nur darum an, weil wir glauben, wir müssen. Unser Herz wird bey dem Umgange mit dem Einen leicht erwärmt: und bleibt bey dem Andern kalt. Dieses und vieles Andre, was dem ähnlich ist, lehrt die Erfahrung. Jeder, der sich zu beobachten pflegt, wird sie an sich selbst gemacht haben. Woher kommt es aber? Mir scheint der Grund davon gewöhnlich in der Sym-

pathie und in deren Ermangelung zu liegen. Obgleich Sympathie auch zwischen Menschen und Thieren in einem gewissen Grade Statt finden kann, so rede ich doch, meiner Absicht gemäß, hier nur von derselben, in wieferne sie sich zwischen Menschen und Menschen befindet.

§. 2. Was ist Sympathie?

Die Sympathie zwischen Menschen bestehet in der Gleichförmigkeit ihrer Empfindlichkeit für die Eindrücke, welche die Dinge auf sie machen.

Alles, was uns umgiebt, wirkt auf uns. Alles hat seine eigene Kraft zu wirken. Aber nicht alle Menschen fühlen unter den nämlichen Umständen das Nämliche. Der Eine wird durch den Anblick einer schönen Gegend; durch Musik; durch Begebenheiten in der Welt; durch Bemerkung gewisser Einrichtungen in der Natur und in Staaten; durch Wahrnehmung mancher Gedanken und Empfindungen, welche Andre haben und äußern; durch ihre Schicksale u. s. w. gerührt, der Andre nicht, oder doch nicht in dem nämlichen Grade. Ja, verschiedene Menschen haben sogar in den nämlichen Umständen nicht selten ganz entgegengesetzte Empfindungen. Was dem Einen Vergnügen macht, verursacht dem Andern Verdruß. — Ob nun aber gleich die Dinge, welche von aussen auf uns wirken, nicht auf Alle den nämlichen Eindruck machen: so sind doch bisweilen Etliche, bey denen dieser mehr oder weniger

ähn=

ähnlich ist. Diejenigen, bey denen er gleich ist, haben Empfänglichkeit für die Eindrücke, welche die Dinge auf sie machen; sie sympathisiren. Und in je mehrern Umständen gleiche Empfindungen in ihnen entstehen, desto mehr sympathisiren sie.

§. 3. Woher entstehet Sympathie.

Die Sympathie zwischen Menschen hat ihren Grund nicht nur in der Aehnlichkeit ihrer natürlichen Bestandtheile und Organisation, sondern auch, der Erziehung.

Auf die Beantwortung der schweren Frage: Ob alle Seelen, wenn man sie sich von ihrem Werkzeuge, dem Körper, als abgesondert denkt, sich völlig gleich seyn, und ihre scheinbare Verschiedenheit in Ansehung ihrer Kräfte, Empfindungen und Neigungen nur von den mit ihnen verbundenen, verschiedenen Körpern herrühre? — ferner, auf die Entscheidung über die Art und Weise, wie Seele und Körper des Menschen mit einander verbunden sind? und welche von den bekannten Hypothesen der Psychologen hierüber vorzuziehen sey: ob das System der gelegentlichen Ursachen, oder der vorher bestimmten Harmonie, oder des physischen Einflusses? kann ich mich hier nicht einlassen, weil dieses zu weitläuftig seyn, und meine Kräfte übersteigen würde. Auch scheint diese Untersuchung hier nicht nothwendig zu seyn.

Dieses aber ist, der Erfahrung zufolge, ausgemacht, daß der Körper, und sein jedesmaliger Zustand, auf die Seele sehr großen Einfluß habe, ob wir gleich die Art und Weise nicht mit Gewißheit bestimmen können. Ist aber dieses, so muß auch die verschiedene Beschaffenheit des Körpers sehr viel beytragen, daß die Seele unter diesen oder jenen Umständen sich in diesem oder jenem Zustande befindet.

Alle Vorstellungen von den äußern Gegenständen erhält die Seele durch den Körper. Die Sinnenwerkzeuge machen nicht nur, daß die Seele die Gegenwart gewisser äußerer Dinge wahrnehmen kann, sondern ihre besondere Beschaffenheit muß auch verursachen, daß diese Wahrnehmung so oder anders modificirt ist.

Die Physiologie lehret, wie verschieden die einzelnen Bestandtheile in verschiedenen menschlichen Körpern sind, so wohl in Ansehung der Materie, als auch in Ansehung des Verhältnisses, in welchem sie gegen einander stehen; obgleich die Anatomie auch zeiget, daß das Gebäude, im Ganzen genommen, sich beynahe völlig gleich ist, wenn man das nicht in Rechnung bringt, was die Verschiedenheit beyder Geschlechter nothwendig macht.

Das Verhältniß der flüssigen und festen Theile gegen einander; die Elasticität und Reitzbarkeit der Nerven; die Werkzeuge, welche zur Zubereitung

und Lieferung des Nahrungsstoffs dienen; die durch Abstammung erhaltenen Bestandtheile; die durch Nahrungsmittel und Klima hervorgebrachten Säfte, und der Lauf derselben, u. s. w. sind verschieden. Wenn nun äußere Gegenstände auf den Körper wirken, so trägt seine natürliche Beschaffenheit mit bey, daß die Wahrnehmung derselben in dieser oder jener Form geschieht. Wer reizbare Nerven hat, der empfindet Alles schnell und stark; wer gesunde Säfte besitzt und von körperlichen Schmerzen frey ist, der empfindet das Angenehme unvermischt; in wessen Adern sich das Blut leicht bewegt, bey dem sind gemeiniglich die Eindrücke flüchtig. Im Gegentheile empfindet derjenige, welcher stumpfe Nerven hat, Alles nur halb, und bemerket Vieles gar nicht; derjenige, welcher nicht recht gesund ist, wird durch Schmerzen und üble Laune gehindert, das Angenehme vollkommen zu genießen; der Melancholische verweilet gern bey dem Eindrucke, welchen Etwas, besonders, wenn es traurig ist, auf ihn macht, lange. Immer mischt sich von der Beschaffenheit unsers Körpers Etwas mit in die Eindrücke, welche die Dinge auf uns machen. Aus dieser verschiedenen Beschaffenheit der Körper entstehen nun auch wieder besondere sinnliche Neigungen und Bedürfnisse: Und je nachdem nun die äußern Dinge dieselben befriedigen zu können scheinen, oder nicht, nachdem muß auch die Wahrnehmung derselben verschieden seyn. Doch aber kann bey meh-

mehrern Personen in diesen Dingen eine Aehnlichkeit Statt finden, und dann werden auch die Eindrücke bey ihnen ähnlich seyn. Sympathie hat also oft ihren Grund in der natürlichen gleichen Beschaffenheit des Körpers.

Hierzu trägt auch Erziehung viel bey. Unter Erziehung verstehe ich hier Alles, was dazu beytragen kann, unsern natürlichen Anlagen eine besondere Entwickelung und Richtung zu geben.

Unser Körper kann durch mancherley Umstände gestärkt oder geschwächt; zu einer ausdauernden Gesundheit, oder zu einer steten oder periodischen Kränklichkeit gebracht; zu dieser oder jener Sache gewöhnt werden. Unser Geist kann gebildet; mit Wissenschaften und Grundsätzen bereichert werden, die mehr oder weniger gut sind; er kann einen herrschenden Geschmack erlangen.

Dieses Alles muß nun den Eindrücken, welche äußere Gegenstände auf uns machen, auch eine besondere Form geben. Finden sich nun Menschen, die entweder durch die Natur, oder durch Erziehung, in Ansehung ihres Körpers und Geistes, sich gleich geworden sind, so werden sie auch gleiche Empfänglichkeit für verschiedene Dinge haben; es werden in ihnen unter den nämlichen Umständen gleiche Gefühle entstehen; sie werden sympathisiren.

§. 4.

§. 4. Sympathie zwischen Menschen bewirkt Zuneigung zu einander.

Wenn wir den Menschen genau beobachten, so finden wir, daß er Alles mit Beziehung auf sich ansiehet, empfindet, beurtheilet und thut. Selbsterhaltung, Vervollkommnung seines Zustandes, mit einem Worte: Selbstliebe, ist die mächtige Feder, die Alles, was lebt, in Bewegung setzt. Wir lieben, wir schätzen uns; und wir lieben und schätzen uns auch in Andern. Wir loben Etwas, weil es unsre Gedanken und Grundsätze, vielleicht unsern Wahn, rechtfertiget. Das große Gesetz in der ganzen, lebendigen und leblosen Natur ist Bestreben nach Assimilation, und dieses finden wir auch in uns. Was Geist und Körper leicht in ihr Wesen aufnehmen können, das ist ihnen angenehm, das lieben wir; das Gegentheil, es sey an und für sich, oder für Andere, so gut, so vortrefflich, als es wolle, ist mehr oder weniger widrig. Wir suchen mit einer Sache so genau als möglich verbunden zu werden, weil wir von ihr Befriedigung unserer Bedürfnisse, Neigungen und Wünsche erwarten. Wir lernen eine Person kennen, und sind ihr vielleicht gleich auf den ersten Anblick gewogen. Dieses kommt daher, daß wir entweder aus ihrer Bildung, oder aus ihren Mienen, oder aus ihren Worten, oder aus ihren Handlungen ahnden, sie sey uns ähnlich; sie sympathisire mit uns; sie habe eine gute Beziehung auf

auf uns. Dieses schmeichelt uns, und wir lieben sie aus Liebe zu uns.

Wir erwarten von ihr nicht nur, daß sie im Stande sey, uns in eine solche Thätigkeit zu versetzen, die unserer Natur angemessen ist, sondern auch, solche Eindrücke auf uns zu machen, die uns angenehm sind.

Wir erwarten also von einer Person, die mit uns sympathisiret, erstlich: daß sie im Stande sey, uns in eine solche Thätigkeit zu versetzen, die unsrer Natur angemessen ist. Sobald der Mensch irgend eine körperliche oder geistige Kraft in einem merklichen Grade in sich fühlt, so entsteht auch in ihm das Bestreben, sie ohne Hinderniß zu äußern, und in eine ihr angemessene Thätigkeit zu setzen. Diese Aeußerung seiner Kräfte ist ihm angenehm, so wie Alles, was seiner Natur gemäß ist. Was nun dieselbe befördert, oder nur zu befördern scheint, das sucht er zu erlangen. Er sucht mit ihm so genau als möglich verbunden zu werden, weil die genauere Vereinigung mit ihm die Absicht seines Bestrebens mehr befördern kann. Wer viel Vermögen zum Denken hat; wer große Einsichten besitzt; wer Alles schnell auffaßt und beurtheilt; wer witzig ist; mit einem Worte, wer viel Geisteskraft hat, bekommt Neigung zu dem, an welchem er die nämlichen Kräfte oder wenigstens so viele davon bemerkt, als ihrer nöthig sind, das zu fassen und zu beurtheilen, was er denkt, spricht und

thut,

thut. Denn dieser giebt ihm Gelegenheit, seine geistigen Kräfte zu äußern. Finden seine Gedanken Beyfall, oder findet er sogar schon die nämlichen Vorstellungen bey dem Andern, so wird seine Zuneigung zu ihm noch größer, denn dieser hindert die Art seiner geistigen Thätigkeit so wenig, daß er sie, durch Aeußerung ähnlicher Gedanken, sogar befördert. Dieses macht ihm Vergnügen, und bewirkt Zuneigung zu der Ursache desselben.

Aber diese wird nur so lange in dem nämlichen Grade dauern, als beyde einander hierinnen gleich bleiben. Werden solche Personen eine Zeit lang getrennt, und hat ihre fernere geistige Ausbildung in verschiedenen Umständen nun auch einen merklich verschiedenen Grad, und eine verschiedene Richtung bekommen, so werden sie, bey einer etwanigen Widervereinigung, nicht mehr die nämliche Zuneigung gegen einander fühlen, weil, wegen ihrer nunmehr verschiedenen Denkungsart, Sympathie in ihnen vermindert worden ist. So verhält es sich mit allen geistigen Kräften.

Eben dieses ist auch der Fall bey den körperlichen. Der Geschlechtstrieb z. B. ist eine Folge von körperlicher Kraft. Dieses aber unterlasse ich mit Fleiß, hier im Einzelnen auszuführen. Aber so viel kann ich nicht unterlassen, beyzufügen, daß Bemerkung eines gleichen Temperaments; eines gleichen Feuers; überhaupt einer Aehnlichkeit, die Ursache ist, daß Menschen auch

in

in dieser Rücksicht zu mancher Person vorzügliche Neigung haben. Sympathie bewirkt also Zuneigung, weil sie die Aeußerung geistiger und körperlicher Kräfte befördert.

Von denen, welche mit uns sympathisiren, erwarten wir auch Eindrücke, die uns angenehm sind. Dieses ist ein zweyter Grund unserer Zuneigung zu ihnen.

Eben darum, weil sie uns ähnlich sind, glauben wir, daß sie solche Eindrücke auf uns machen können und werden, die unserer Natur gemäß, und uns also angenehm, sind; und unser Umgang mit ihnen bestätigt unsre Erwartung. Diese angenehmen Eindrücke suchen wir in so großer Anzahl, und in so hohem Grade, als möglich, zu erlangen. Weil wir nun glauben, daß dieses um so mehr geschehen könne, je genauer wir mit ihnen vereinigt seyen; so entsteht in uns das Bestreben nach möglichst inniger Vereinigung mit ihnen. Und weil uns die Vorstellung der Vervollkommenheit unsers Zustandes Vergnügen macht, so denken wir auch an diejenigen mit Vergnügen, die sie befördern. Bey Empfindungen des Herzens befindet sich der Mensch im leidenden Zustande. Er kann sie weder willkührlich hervorbringen, noch vernichten. Ist nun das Herz zu gewissen Empfindungen geneigt, die es sich nicht selbst verschaffen kann; sind sie ihm gewissermaassen zum Bedürfniß geworden: so schmachtet es

sehn-

sehnsuchtsvoll nach denjenigen hin, von welchem es glaubt, daß sie dieselben in ihm hervorbringen können. Daher suchen sich solche Personen auf, wo sie nur können: daher sehen sie sich so gern; daher sprechen sie so gern mit einander und von einander; daher finden sie, wenn sie einander treffen, sogleich Stoff zur Unterhaltung, und können nicht fertig werden; daher denken sie in der Entfernung oft an einander, und träumen wohl im sanften Schlafe von sich, wenn sie ein grausames Schicksal trennt.

Freundschaft und Liebe haben ihren Grund in der Sympathie.

Auch ist man geneigt, Freunden und Geliebten Gutes zu erweisen. Dieses geschieht erstlich darum, weil wir sie, wegen ihrer Aehnlichkeit mit uns, für würdig halten, Gutes zu empfangen, und zu genießen; und dann, (und darum vorzüglich,) weil uns an ihrer Erhaltung, und an ihrer Geneigtheit, uns zu leben, viel gelegen ist. Diese unsre Absicht suchen wir durch Wohlthun und tausend Liebeserweisungen zu erreichen. Ja, wir suchen uns ihnen nothwendig zu machen, damit sie, um auch uns für sich zu erhalten, Alles thun sollen, was uns angenehm ist. Die kleinen Zänkereyen liebender Personen, welche nicht selten vorfallen, widerlegen meinen Satz nicht. Sie haben gewöhnlich ihren Grund auch darinnen, daß Eins das Andere zu seinem Vergnügen für unentbehr-

behrlich hält; daß daher Jedes auf Alles bey dem Andern, es seyen Mienen, Worte oder Handlungen, ganz genau Achtung giebt, und daß es bey dem geringsten Scheine eines Verlustes der Zuneigung des Andern, und der daher rührenden angenehmen Eindrücke, viel empfindet und gereizt wird. Nun schmollt Eins gegen das Andere, in der Absicht, dasselbe fühlen zu lassen, wie viel es bey einer etwanigen Aufhebung der Verbindung selbst entbehren würde, und es dadurch zu bewegen, das Band selbst wieder zu knüpfen, und, um nehmen zu können, zu geben. Wer uns gleichgültig ist, auf den geben wir nicht Achtung. Wir verzeihen ihm wohl auch aus christlicher Liebe kleine Beleidigungen gern, oder halten sie ihm doch nicht vor, weil wir nicht viel dabey zu verlieren glauben, wenn er uns auch keiner besondern Aufmerksamkeit würdigte. Daher sagt man im Sprichwort: Liebe will gezankt haben. Das heißt: Liebe setzt gegenseitige Werthschätzung voraus; was man für wichtig zu seinem Vergnügen hält, darauf ist man aufmerksam; Aufmerksamkeit entdeckt leicht Gefahr, sie sey gegründet, oder nicht; Vorstellung der Gefahr setzt das Herz in Bewegung; in der Bewegung übertreibt man leicht eine Sache; man spricht nun vielleicht etwas unbehutsam: und es wird ein Bischen gezankt. Aber, man zankt, weil man das entzückende Kleinod nicht gern verlieren will, oder auch, weil man sich nun einmal gern mit ihm beschäftiget. — Sol-

che Personen wollen, eben weil ihnen ihr gegenseitiger Besitz wichtig scheint, beständig Beweise der Liebe und Ergebenheit von einander haben; Beyde haben die Gewohnheit, einander oft auf die Probe zu stellen, um zu sehen, wie weit es gehe; — Jedes will, daß ihm das Andre zuvorkomme; dieses schlägt bisweilen, vielleicht aus einer kleinen Caprice des Andern, fehl: und nun ist die Zwistigkeit fertig. Und diese kleinen Zänkereyen werden so lange fortdauern, bis beyde Personen einander völlig kennen, ganz offenherzig werden, und sich völlig besitzen; oder durch andere Bekanntschaften und Verbindungen die Hoffnung, oder auch den Wunsch, verloren haben, ein enges Band mit einander zu knüpfen. — —

Der Mensch täuscht sich oft selbst, wenn er sich den Grund angeben will, warum er Zuneigung zu dem Andern habe; er glaubt wohl, es sey eine Folge von Moralität, von seinen Grundsätzen, und also Tugend; Aber gewöhnlich ist es bloß Resultat ihrer Natur; ein dunkles Gefühl der Sympathie, welches schon daher entstehen kann, daß man einen Menschen nur einmal gesehen hat. Wir glauben, die Seele drücke sich im Körper ab; wir ahnden bey einem Menschen von einer gewissen Gestalt dasjenige, was wir bey einem andern von der nämlichen Gestalt wirklich Gutes fanden; wir schließen von dem Aeußern auf das Innere; wir erwarten nun Gutes von diesem

Menschen, ob wir es gleich noch nicht in der That erfahren haben. So entsteht Zuneigung aus Sympathie.

§. 5. Sympathie bewirkt Theilnahme.

Die Theilnahme besteht darinnen, daß bey den Umständen des Andern in uns die nämlichen Empfindungen entstehen, welche dadurch in ihm hervorgebracht werden.

Wenn auch diese Empfindungen nicht immer einen gleichen Grad von Lebhaftigkeit haben, so werden sie doch stets von gleicher Art seyn. Diese Theilnahme ist gewöhnlich eine Folge von Sympathie selbst. In dieser Schrift aber heißt Sympathie vielmehr die natürliche Anlage verschiedener Personen, von den nämlichen Dingen ähnliche Eindrücke zu empfangen. Von dieser Anlage sind die besondern Empfindungen, welche in diesen oder jenen Umständrn, die auf unser Wohl und Weh Einfluß zu haben scheinen, in uns entstehen, eine Folge. Auch bey der Theilnahme an den Umständen derer, mit denen wir sympathisiren, thun wir Alles in Beziehung auf uns, wir mögen nun Mitleid oder Mitfreude empfinden. Bey den traurigen Umständen des Andern, der uns ähnlich ist, empfinden wir Mitleid.

Dieses kommt entweder daher, daß wir, wenigstens dunkel, ahnden, wir seyen, als ähnliche Wesen, ähnlichen Schicksalen ausgesetzt, und würden bey denselben das Nämliche leiden; oder

oder daher, daß wir die Hemmung der angenehmen Eindrücke des Andern auf uns unangenehm empfinden; oder auch daher, daß wir einen gänzlichen Verlust des geliebten Gegenstandes, der uns zu unserm Vergnügen unentbehrlich scheint, befürchten. Auch können diese drey Ursachen vereint würken, wobey dann unsre Traurigkeit nothwendig sehr groß werden muß. Eine Ursache, warum wir mit denen, welche mit uns sympathisiren, bey ihrer Traurigkeit so leicht Mitleid haben, ist also diese: Daß wir als ähnliche Wesen, gleiche Schicksale, und gleichen Einfluß derselben auf uns, ahnden.

Jede Art von Geschöpfen ist besondern Leiden ausgesetzt. Diese kommen entweder von den äußern Umständen her, oder sie haben ihren Grund in der besondern Natur und Empfänglichkeit dieser Geschöpfe. Unsere Umstände können wir nicht immer leiten; oft haben wir gar nichts dazu beygetragen. Und freylich ist es auch nicht eben nothwendig, daß auch uns alles treffen müsse, was Andern begegnet, die uns ähnlich sind. Aber, wenn dem, welcher uns ähnlich ist, etwas Widriges widerfährt, so schließen wir doch daraus, daß Geschöpfe solcher Art in diese Umstände kommen können; wir denken vielleicht, sie seyen wohl gar eine Folge ihrer besondern Natur, die der unsrigen ähnlich ist; wir ahnden und befürchten sie nun selbst; wir denken uns jede Möglich-

keit, wie dieses geschehen könnte; und werden dadurch in ähnliche Empfindungen versetzt, wie der Andre hat. Auch glauben wir, daß die traurigen Umstände, die in dem Andern diese Leiden hervorbringen, auf uns, eben darum, weil wir gleiche Empfänglichkeit mit ihm haben, gleichen Eindruck machen würden, wenn sie uns treffen sollten. Bey seinen Leiden ahnden wir eigene Leiden, und auf solche Art entsteht in uns innigstes Mitleid.

Eine zweyte Ursache von diesem Mitleid kann diese seyn:

daß wir die Hemmung der angenehmen Eindrücke des Andern auf uns unangenehm empfinden.

Wir sind gewohnt, angenehme Eindrücke von ihm zu empfangen, und durch diese Gewohnheit wurden sie uns gewissermaaßen Bedürfniß. Da er aber nun leidet, so sind seine Kräfte überhaupt nicht mehr so thätig; sie können sich also auch für uns nicht mehr so angenehm äußern. Unser Herz vermißt süße Empfindungen; es ist leer in ihm. Dieser Zustand ist ihm unerträglich; und da er eine Folge von dem Leiden dessen ist, mit dem es sympathisirt, so entsteht in ihm Mitleiden.

Dieses kann auch endlich 3tens daher kommen, daß wir den gänzlichen Verlust des geliebten Gegenstandes befürchten.

Ent-

Entweder kann durch anhaltendes Leiden des Andern seine Natur umgestimmt werden: und dann ist er nicht mehr das für uns, was er war; oder es kann sogar seinen Tod nach sich ziehen, wodurch wir ihn ganz verlieren würden. Wenn beydes aber auch gleich nicht wirklich geschehen sollte, so denken wir uns doch die Möglichkeit, und ahnden die Folgen, die es für uns haben würde, wenn es wirklich erfolgen sollte. Der Einfluß auf unser Herz bleibt immer eben derselbe. Die Empfindungen desselben richten sich nicht nach der wahren Beschaffenheit der Dinge, sondern nach den Vorstellungen, die wir davon haben. Je wichtiger uns aber ein Gut ist, desto größere Besorgniß und Unruhe erweckt auch in uns die geringste Gefahr, es zu verlieren. Jedes Geschöpf hat die unvertilgbare Neigung, seiner Natur gemäß zu wirken und zu genießen. Dieses will es immer, und in so hohem Grade, thun, als sein Wesen es zuläßt. So wirken und genießen zu können, dazu ist uns derjenige, mit dem wir sympathisiren, ein sehr gutes Mittel (vergl. §. 4.) Sollte uns nun dieses geraubt werden, so verlöhren wir also eine sehr wichtige Sache; wir müßten viele unserer Vorstellungen ändern; vielen Kräften eine andere Richtung geben; oder sie wohl gar schlummern lassen; viele angenehme Eindrücke und Empfindungen, an die wir schon gewöhnt waren, vermissen. Hierbey müßten wir uns die größte Gewalt anthun, welches für uns ein widernatürli-

 cher

cher Zustand wäre. Alles dieses ahnden und fühlen wir, und Sympathie bewirkt in uns Mitleid mit dem Andern, der leidet. Sie bewirkt aber auch Mitfreude.

Gehet es dem, der uns ähnlich ist, wohl, so ahnden auch wir Gutes um dieser Aehnlichkeit willen; ist er einer Gefahr entrissen, so wachen für uns wieder alle die Hoffnungen auf, welche vorher schliefen; wir wirken und genießen wieder unserer Natur gemäß.

Von dem Gange der menschlichen Empfindungen überhaupt ist schon im Vorigen etwas gesagt worden, daher ich, weil es auch hier anwendbar ist, mich jetzt darauf beziehen und kurz seyn kann. Wenn es also demjenigen, der uns ähnlich ist, wohl gehet, so ahnden auch wir Gutes um dieser Aehnlichkeit willen. Denn wir schließen, wenn es auch nicht förmlich geschehen sollte, also: Die angenehmen Schicksale des Andern können von seiner Beschaffenheit abhangen; und da wir ihm ähnlich sind, so können sie auch uns zu Theil werden; und da eben seine Art zu denken und zu empfinden die Ursache ist, daß sie in ihm diesen Grad des Vergnügens bewirkten, welchen wir an ihm bemerken, so werden wir in ähnlichen Umständen eben dieses empfinden. Diese dunkle Ahndung stimmt uns schon zur Mitfreude.

Wird er irgend einer Gefahr entrissen, so wirkt nicht nur der Gedanke angenehm auf unser Herz, daß auch wir einer ähnlichen Gefahr, in welcher wir entweder schon sind, oder doch kommen könnten, zu entrinnen im Stande wären: sondern, wir hoffen nun auch wieder alles das Gute von der mit uns sympathisirenden Person, was wir, ehe sie noch in Gefahr kam, durch sie genossen. Wir erwarten nun wieder die vorige Art des Umgangs mit ihr, die uns so angenehm war; wir hoffen Gefälligkeiten und Liebeserweisungen, u. s. w. Dieses bewirkt in uns ein freudiges Gefühl bey dem Gedanken an die verschwundene Gefahr des Andern. Wir denken, empfinden und handeln auch nun wieder unserer Natur gemäß.

Jeder hat seine besondere Art zu denken und zu empfinden, wie schon im Vorhergehenden gezeigt worden ist. Diese will er immer beybehalten; dazu will er immer Stoff haben. Diesen kann ihm aber niemand besser reichen, als derjenige, welcher mit ihm sympathisirt. Durch Leiden und Gefahren wurde er hieran gehindert. Entkommt er ihnen aber glücklich; erlangt er seinen blühenden Wohlstand, und mit ihm seine vorige Wirksamkeit, wieder: so kann er uns nun auch wieder Gelegenheit geben, unsern Geist und Herz auf eine uns erwünschte Art in Thätigkeit zu setzen und zu nähren; er kann durch Anwendung seiner Kräfte wieder angenehm auf uns wirken.

Nun wirken und genießen wir wieder unserer Natur gemäß, welches der seligste Zustand ist, in welchem irgend ein Wesen sich nur befinden kann.

Darum freuen wir uns so sehr, wenn es dem, welcher mit uns sympathisirt, wohl gehet, und er Gefahren glücklich entrinnet. Sympathie bewirkt Theilnahme.

§. 6. Sympathie ist für Menschen, die zu ihrer Glückseligkeit in eine enge Verbindung treten wollen, nothwendig und heilsam.

Da die Glückseligkeit darinnen besteht, daß man seiner Natur gemäß wirket und genießet, so wird sie nur derjenige bey uns befördern können, der im Stande ist, unsre Kräfte in eine uns angemessene Wirksamkeit zu versetzen, und uns den Genuß zu verschaffen, welcher für uns Bedürfniß ist. Dieses aber kann niemand so gut, als derjenige, welcher mit uns ähnliche Kräfte, ähnliche Empfänglichkeit, ähnliche Empfindungen, ähnliche Neigungen hat, d. i. welcher mit uns sympathisirt. Wer dieses alles nicht hat, kann, wenn er moralisch gut ist, zwar auch unser Bestes wollen; er kann es sogar in mancher Rücksicht auch wirklich befördern, und uns zum Dank gegen sich verbinden: Aber es wird ihm doch schwer werden; wir werden oft das Gezwungene bemerken; der angenehme Eindruck wird dadurch geschwächt werden;

Be-

Beweise von Zärtlichkeit und Liebe werden uns sogar in manchen Fällen beschwerlich fallen; er wird dieses mit einem unangenehmen Gefühle gewahr werden, und, wenn er kein Held in der Tugend ist, am Ende wohl ganz seinen guten Willen verlieren, wenn er immer nur das thun soll, was wider seine eigentliche Neigung ist, und ihm auch so wenig nach Wunsche gelingt. Wie viel die Neigungen des Menschen oft über seine Grundsätze vermögen, ist bekannt. Wenn der Mann von schnellem Geist, und feinem, feurigem Gefühl mit einer Person in Verbindung steht, welcher dieses Alles mangelt, so wird er im Umgange mit ihr immer an seiner ihm natürlichen Thätigkeit gehindert werden, weil jene nicht mit ihm fort kann, so gern sie auch wollte: und Beyder Vergnügen wird leiden. Wo soll herzliche Zuneigung und Theilnahme herkommen, da sie in ihrer Art zu denken und zu empfinden so verschieden sind, und da ihre beyderseitige Natur mehr Zurückstossendes als Anziehendes für sie hat! Der Stärkere schätzt den Schwächern leicht geringe, und der Schwächere findet sich oft gedemüthiget und beschämt. Kaum wird sich auch Einer des Andern so innig, eifrig und thätig annehmen, wie es seyn sollte, weil es auf ihn keinen sonderlich nachtheiligen Einfluß zu haben scheint, wenn der Wohlstand des Andern leidet. Das zärtliche Theilnehmen; die sorgsame Aufmerksamkeit auch auf Kleinigkeiten; das zuvorkommende Betragen, welches gefühlvolle

Seelen so angenehm rührt, wird wegfallen, und an dessen Stelle Kälte, Sorglosigkeit und Vernachlässigung dessen, was den Andern vergnügt, treten. Glück genung, wenn nicht bey Zeiten Beyde anfangen, sich nach andern Verbindungen umzusehen, welche Sympathie knüpfet! und wehe ihnen! wenn nach völliger Trennung ihrer Herzen sie dennoch ein äußeres, unauflösbares Band fesselt, das ihr Herz mit Ueberdruß, mit widernatürlichem Zwange, mit unbefriedigter Sehnsucht, mit düstern Grillen, mit Schwermuth und nagender Reue martert. Reichthum, Ehre und alle äußere Güter werden nicht im Stande seyn, ihr Herz mit dauerhafter, reiner Freude zu erfüllen, wenn ihnen das fehlt, was nicht Mode, herrschender Ton, Vorurtheil und Luxus, sondern ihre menschliche Natur, welche eben aus diesen Eigenschaften besteht, welche sie haben, zum Bedürfniß macht.

Sympathisiren aber ein Paar genau verbundene Personen mit einander so vollkommen als möglich; haben sie ähnliche Kräfte; ähnliche Art zu denken und zu empfinden; besitzt der Eine eben diese Bedürfnisse, deren Befriedigung dem Andern, wegen seiner ihm eigenthümlichen Natur Vergnügen, und gewissermaßen selbst Bedürfniß, ist: — — Dann geht Alles ganz anders. Jeder kann sich leben, indem er dem andern lebt. Ja, jeder muß dem Andern leben; indem er sich leben will.

Alles

Alles, was sie für einander thun, ist daher herzlich; ist Ueberströmen aus der Fülle ihrer Natur. Sie sind auch immer willig, für einander Alles zu thun, Alles zu wagen, Alles zu leiden, Alles aufzuopfern, weil sie ihre Natur selbst dazu antreibt, und weil ihnen ihr Gefühl laut predigt, daß sie einander nützlich, nothwendig und unentbehrlich sind, wenn ihr Vergnügen, ihre Glückseligkeit nicht gestört werden soll. Sie können äußere Güter großentheils leicht entbehren; denn zur Befriedigung ihrer edelsten Bedürfnisse finden sie die Quellen in einander selbst, und derjenige, welcher den Andern daraus schöpfen läßt, genießet eben diese Wollust, die derjenige empfindet, welcher trinket und sich erquickt. Der denkende Geist, das fühlende Herz, theilt sich dem Andern aus Neigung mit; dieser findet diese Gedanken und Empfindungen seinem eigenen Geist und Herzen angemessen; er denkt und fühlt mit Vergnügen, was ihm Jener mittheilte; er eröffnet ihm nun wieder seinen Geist und sein Herz; auch er findet Eingang bey ihm: und Beyde nähern sich dadurch der Seligkeit der Engel. Welch ein vortrefliches, welch ein himmlisches Loos müßte nicht eine solche irrdische Verbindung seyn! — Sympathie ist also für Personen, die zu ihrer Glückseligkeit in eine enge Verbindung treten, nothwendig und heilsam.

§. 7. Sympathie läßt sich, sammt ihren Wirkungen, eben so wenig mit Gewalt erzwingen, als vertilgen.

Wir haben schon §. 3. gezeigt, daß Sympathie zwischen Menschen eine Folge ihrer Natur, nicht aber ihres freyen Willens, sey. Moralität findet also bey Handlungen, welche bloß aus Sympathie entstehen, gesetzt, sie wären auch noch so wohlthätig, auch nicht Statt. Hier ist Alles Resultat der Kräfte und der Empfänglichkeit, welche sympathisirende Personen entweder von der Natur, oder durch Erziehung, erlangt haben. Wo diese beyden Stücke nicht zusammenpassen, da wird Sympathie, und was aus ihr folgt, unmöglich seyn. Die Natur folgt den Gesetzen, welche sie selbst gegeben hat, und bleibt ihnen unverbrüchlich treu. Ursache und Wirkung sind unzertrennbar, und immer einander angemessen. Wo die Eine ist, da wird auch die Andere seyn; und wo jene nicht Statt findet, da wird man immer auch diese vergebens suchen. An willkührliche Einrichtungen und Plane, welche von Menschen herrühren, kehrt sich die Natur nicht. Stand, Rang, Verbindungen, welche aus Absichten eingegangen worden sind; bürgerliche Verhältnisse, Befehle von Obern; Bitten und Zureden, und selbst der gute Wille derer, die in Verbindung treten mußten, können keine Sympathie hervorbringen, wo

sie

sie die Natur nicht selbst gepflanzt hat. Wenn man glaubt, es werde sich schon mit der Zeit geben, so irrt man, und kennt die menschliche Natur nicht. Bey Menschen, welche zur Sympathie geschaffen sind, zeigt sie sich entweder sobald, als sie sich kennen gelernt haben, oder sie folgt niemals, wenn man nicht die Natur des Einen oder des Andern umändern kann. Der Moralist demonstrire nun, wie er wolle, von der Pflicht der Liebe, der Zuneigung, der herzlichen Theilnahme und der traulichen Eintracht; der Freund rathe wohlmeynend dazu, und schildre die herrlichen Folgen dieser Dinge mit den lebhaftesten Farben: und Beyde, so wie derjenige, welcher drohet und schilt, werden vergebliche Worte aussprechen. Die Erfahrung liefert hierzu viele, und zum Theil sehr traurige, Beyspiele. Sympathie läßt sich nicht erzwingen.

Sie läßt sich aber auch nicht mit Gewalt vertilgen. Dieses folgt eben sowohl aus der nothwendigen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, wie das Vorige. Es ist unmöglich, zu bewirken, daß ein Ding, so lange es seine ihm eigenthümliche Existenz behält, nicht auch seine Kraft behalte; und hat es diese, so kann es auch nicht gehindert werden, sie den Umständen gemäß zu äußern. Ferner ist es unmöglich, einem Dinge, so lange es ganz dasselbige bleibt, seine bisherige Empfänglichkeit für die Eindrücke, welche Kräfte außer ihm, sobald es mit ihnen in Verbindung kommt,

auf dasselbe machen, zu benehmen. Da nun Sympathie eine Folge ist, theils von der Wirksamkeit des Einen, und theils von der Empfänglichkeit des Andern, und diese Dinge nicht mit Gewalt verändert oder vertilgt werden können, wenn man nicht selbst die Existenz der Menschen ändern oder vertilgen kann: so läßt sich auch Sympathie, wo einmal alle Anlagen dazu da sind, durchaus nicht mit Gewalt vertreiben, so wenig, als Ursache und ihre angemessene Wirkung willkührlich aufgehoben werden können. Hier können äußere Umstände eben so wenig bewirken, als bey Hervorbringung der Sympathie. Und eben so wenig werden sich ihre Folgen mit Gewalt aufheben lassen. Ja, das Gegentheil würde eher erfolgen, wenn man hier Gewalt anwenden wollte. Hinderniß wirkt heftigeres Entgegenstreben. Werden sympathisirende Personen gewaltsamer Weise gehindert, einander zu genießen, so werden sie diese Verminderung und Störung ihres Vergnügens mit Unwillen bemerken, und die Vorstellung von dem drohenden Verluste eines ihnen nothwendig scheinenden Guts wird ihr Herz mit desto größerer Bewegung und Begierde an dasselbe fesseln. Nun werden heftige Affecten vergrößern und beschleunigen, was zuvor nur ruhiger Gang der Natur war. Hier ist kein anderes Mittel anwendbar als dieses, daß man sympathisirende Personen, die keine engere Verbindung suchen sollen, bey Zeiten, und unvermerkt, auf Andere aufmerk-

sam mache, die ihnen das, was man ihnen nehmen will, ersetzen, oder noch mehr gewähren können. Verbieten, Drohen, Schelten hilft hier nichts. Die Natur wirkt mächtiger, als eine menschliche Stimme. Oder, man müßte gleich ihre Bekanntschaft verhüten, wenn man die Folgen voraussehen könnte. Wo Ursache ist, da ist auch der Empfänglichkeit angemessene Wirkung. Sympathie läßt sich weder erzwingen, noch mit Gewalt vertilgen.

* * *

Aus diesem Allen folgt, daß es weise und gut wäre, wenn alle Menschen es sich angelegen seyn ließen, der menschlichen Natur, soviel sie nur könnten, nachzuspüren; ihren Gang zu beobachten und ihr zu folgen. Gewiß, es würde dann unter menschlichen Verbindungen mehr Glückseligkeit Statt finden. Schon der Instinct würde sie bisweilen, wie die Thiere, richtig leiten, wenn sie ihre Vernunft nicht mißbrauchten, Plane zu erdenken und zu verfolgen, die zwar mit Mode, Vorurtheil und grobem Eigennutz, aber durchaus nicht mit der Natur, übereinstimmen. Dieses, und andere Dinge, welche aus der Theorie der Sympathie folgen, zu zeigen, muß ich, wenn es ja noch geschehen sollte, auf eine andere Zeit verschieben.

Ode, an die Natur.

Nährende Mutter von Allem, was lebet, was fühlet und denket,
Gütige, weise Natur!
Dich verehret mein Geist, dir huldigen kindlich die Triebe
Meiner gerühreten Brust.
Deine Gesetze sind heilsam; ihr frevelnder, loser Verbrecher
Mordet sein eigenes Wohl.
Immer mit Ehrfurcht dir folgen, wohin du mit Zärtlichkeit leitest,
Ist für den Sterblichen Heil.
Eben die Hand, die Folgsamen zärtlich gern Gutes ertheilet,
Straft den Rebellen mit Ernst.
Weisheit und Ruh, und majestätische Würde begleiten
Deinen nie wankenden Tritt.
Kann dir der Staub, den du mit mächtigen Händen gebildet,
Trotzen? Wer giebt ihm die Kraft?
Hindert ein Schilfrohr den Fall der Wolken erreichenden Eiche?
Hemmet ein Laubblatt den Strom?
Leitet die Spreu den Flug des mächtigen, reißenden Sturmes?
Lacht er der Ohnmacht nicht Hohn?
Möchte mein Fuß nie gleiten von deinen beglückenden Pfaden,
Die du mit Milde gebahnt!
Möcht' ich, wie weise, wie gütig du führest, nimmer vergessen!
Möcht' ich erreichen dein Ziel!

VIII.

VIII.

System der Französischen Republik unter Robespierre *)

Eine Rede des Billaud Varennes im Convent, im April 1794.

Ein Paar Worte zur Einleitung.

Man sieht aus diesem Aufsatz, nach welchen Grundsätzen damals in Frankreich verfahren ward, in welchem Licht und Gesichtspunkt ein ächter Republikaner die Sache betrachtete, und in welcher Lage man sich daselbst befand. Ferner, daß damals der Grundsatz galt, nicht deswegen den Krieg zu führen, um Eroberungen zu machen, sondern nur um die Feinde so weit zu bringen, daß man die errungene Freyheit ungestört genießen kann, und das hoffen sie durch den heurigen Feldzug zu bewirken. Das wird nun die Zeit lehren.

Es erhielt dieser Entwurf die völlige Genehmigung des National-Konvents, und wurde gedruckt und bekannt gemacht. Es ist denn doch auch manches Gute, und mancher schätzbare Vorschlag, der schon oft vergebens in andern Ländern gemacht worden, so wie zum Beyspiel mit den öffentlichen Bauen zur Minderung der Armuth und Brodlosigkeit, und der daraus entstehenden

Laster

*) Ein noch ungedruckter Aufsatz von dem Herausgeber aus dem Moniteur übersetzt.

Laster darinnen. Man kann sich des Wunsches nicht erwehren, daß doch die bessere Parthey in jenem Lande einmal durchdringen, und die Oberhand gewinnen möchte. Und dazu hat es jetzt vielen Anschein. Da man auch aus der Geschichte weiß, wie Gott oft aus den dem Anschein nach unglücklichsten Ereignissen etwas Gutes hat hervorgehen lassen, so ist man auch hier zu solchen Hoffnungen berechtigt. Und diejenigen, die aus dieser Revolution, wenn sie nämlich Bestand haben sollte, den Umsturz aller bürgerlichen Ordnung, und eine gänzliche Verwilderung der Sitten in ganz Europa weissagen,*) scheinen wohl die Sache ein wenig zu übertreiben. Was die Verheerungen, die sie anrichten, betrifft, so haben es die Schweden im 30jährigen Kriege um kein Haar besser gemacht. Die Bauern waren damals so aufgebracht, daß sie sich ein Verdienst daraus machten, die Schwedischen Soldaten, die sich etwa von der Armee entfernt hatten, umzubringen, wo sie sie fanden. So sehr hatten sie sich durch ihre Grausamkeiten verhaßt gemacht. Bey Erwähnung und Vergleichung des 30jährigen Krieges mit dem jetzigen dringt sich einem noch die Betrachtung auf, daß jetzt die Kriege weit kostspieliger sind, als damals, und es kann

es

*) wie Mallet du Pan in seiner Schrift über die Französische Revolution und die Ursachen ihrer Dauer. Berlin 1794.

es keine Parthey nur die Hälfte der Jahre, die jener Krieg gewähret hat, aushalten, und man sieht auch aus diesem Aufsatz, daß es auch die Franzosen mit diesem Kriege schon ziemlich satt sind. Daß durch einen Krieg Künste und Wissenschaften leiden, ist gewiß, aber denn doch nur so lange, als der Krieg währt, und denn doch nur in dem Lande, wo er geführt wird, und nicht in ganz Europa. Es kommt bald so heraus, nach der Meynung einiger neuen Schriftsteller,*) als ob sich diese Neufranken, wie die Hunnen, Ost- und Westgothen, über ganz Europa zu verbreiten gedächten. Doch daß dieß ihre Absicht nicht sey, ersieht man aus obigem. Und daß auch übrigens solche Streifzüge, wenn sie ins Weite giengen, heut zu Tage nicht mehr glücken würden, läßt sich leicht beweisen. Ich führe weiter nichts an, als das Beyspiel Karls des XII., der mit einer großen Armee halb Europa durchzog, aber auch so weit aufgerieben wurde, daß er froh seyn mußte, daß er sich für seine Person nur durch die Flucht retten konnte. Doch es hat ein jeder die Freyheit, von einer Sache zu urtheilen, wie er will, und nur der Ausgang kann es lehren, wer hierinn recht oder unrecht hat.

Bey

*) Insonderheit des eben gedachten Mallets, dem es nun freylich gegangen ist, wie manchen Propheten bey der Französischen Revolution, daß nämlich gerade das Gegentheil von dem, was prophezeyt worden, geschehen ist. A. d. U.

Bey der Eröffnung des jetzigen Feldzugs *) der ziemlich schrecklich aussieht, hat der Wohlsausschuß eingesehen, daß es unumgänglich nothwendig sey, die Grundlagen des Systems, worauf unsre Staatsverwaltung sich gründen soll, einmal zu bestimmen. Denn es wäre wohl einmal Zeit, diesem empörenden Kampf der königlichen Würde mit der Republik ein Ende zu machen. Wenn nichts als Muth nöthig ist, oder ein Anfall von Verzweifelung, um eine Revolution zu unternehmen, so gehört eben so viel Standhaftigkeit als Klugheit dazu, sie gut zu leiten, und Größe der Seele mit Einsicht verbunden, sie zu endigen; Ihnen kommt es also zu, die möglichen Fälle vorauszusehen, und die Resultate daraus zu ziehen.

Lange genug haben wir nur aufs Gerathewohl gehandelt, ohne ein festes System und einen vorgezeichneten Plan zu haben, wodurch man ein Spiel der Vorfälle, und ein Opfer der Leidenschaften wird, und sich dabey immer von den Umständen sehr weit von dem Ziel, wohin man will, abführen läßt. So geht eine vorsichtige Staatskunst nicht zu Werke, wenn sie glücklich seyn will, sie bemüht sich den Unglücksfällen zuvorzukommen, ohne

*) Dieser Entwurf ist vom 20sten April 1794. und an den Nationalconvent gerichtet.

ohne dieselben eben sehr zu fürchten, sie benutzt die günstigen Zufälle, ohne jemals darauf zu rechnen. Alles, was zweifelhaft ist, hält dieselbe für trüglich und unzuverlässig. Alles, was unvermuthet kommt, hat oft keine längere Dauer, als ein plötzlich wieder verschwindender Blitz. Will man eines glücklichen Erfolgs gewiß seyn, so muß man damit anfangen, daß man seine wahre Lage kennen lernt, daß man bestimmt, was einem dienlich ist, und daß man alles das entfernt, was nur einen guten Schein hat, alsdann muß man, indem man seine Maasregeln nach den Umständen nimmt, mit einem festen Schritt fortgehen, alle Hindernisse aus dem Wege räumen, und alle Gefahren entfernen, kurz, man kommt endlich zu seinem Ziele, bloß dadurch, daß man sich einen gewissen Punkt vorgesetzt hat.

Als Rom die königliche Würde abschaffte, und die Tarquine vertrieb, so hatte es, um diese Staatsveränderung zu begründen, nur auswärtige Feinde zu bestreiten, und zu besiegen. Rom, das noch in seiner Kindheit war, legte wirklich damals den Grund zu seiner Größe. Die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, war es, die den Muth desselben weckte, und befeuerte, seine Kräfte vervielfältigte, und es zum Koloß erhob, indem es die unterjochte Welt zu seinem Fußgestelle machte. Sie aber, als Grundleger der Französischen Republik, haben dieselbe unter weit schlimmern Aus-

sichten angefangen. Die Freunde der königlichen Würde, die durch die Feinde des gemeinen Wohls unterstützt wurden, suchten das Ungewitter immer zu vergrößern, und hatten in dem Zeitraum von drey Jahren alle Federn springen lassen, um die Freyheit wieder zu vernichten. Die schon seit so vielen Jahrhunderten zur Gewohnheit gewordene Sklaverey, die Leidenschaften, die sie begünstigt, die Vorurtheile, die sie Wurzel schlagen läßt, die Laster, die sie verbreitet, und das Elend, das sie häuft, wurden in den Händen des Despotismus eben so viele Werkzeuge, das Volk durch das Volk aufzureiben. Es fehlte uns nichts, um uns auf den Gipfel des Elends zu bringen, als die Geissel eines blutigen und allgemeinen Kriegs mit den Europäischen Mächten, und mit uns selbst. Dieses war eben der Zeitpunkt, da Sie Ihre Sitzungen anfingen, während daß die Preussen sich wie ein reissender Strom in das ehemalige Champagne verbreiteten, daß Leopold Lille und Thionville belagerte, Pitt um Toulon handelte, und Lyon und Marseille aufwiegelte, und endlich der Aberglaube die stinkenden Moräste der Vendee aufrührte, indem er die Geschichte vom Gideon mit seinen 300 Mann wieder erneuerte. Gewiß damals konnte man glauben, daß ein neuer Cäsar das Ziel seiner Wünsche sahe, indem er Frankreich wie ehemals den Kato in seinen Eingeweiden wühlen sahe. Aber Kato war nur ein Mensch, der doch über kurz oder lang sterben mußte, aber das Volk,

ein Bild der sich fortpflanzenden Natur, ist, wie dieselbe, unvergänglich; es geht wie dieselbe, viel stärker, viel mächtiger, viel majestätischer aus den Ungewittern hervor, die die ganze Welt zu zerrütten drohen, und die weiter nichts als nothwendige Ereignisse sind, um das auf einmal wieder herzustellen, was ganze Jahrhunderte durch vernichtet worden ist.

Der Krieg, der uns nun den Garaus zu machen schien, ist denn doch dasjenige, was uns gerettet hat. Der Krieg hat, indem er alle Gemüther aufreizte, alle Herzen weiter machte, indem er denselben die Begierde, das Vaterland zu retten, zur herrschenden Leidenschaft machte, das Volk immer aufmerksam auf seine Gefahren erhalten. Die Erbitterung gegen die Greuelthaten der Monarchie und des Fanatismus ließ nicht nach, es war eben so eifrig, die Despoten, sie mochten seyn wer sie wollten, zu bekämpfen, als unerbittlich gegen die Verräther,*) die unsre Armeen Preis gaben, und Frankreich wieder unterjochen lassen wollten. Der Krieg in der Vendee, der es mit der schlechtesten Sorte von Menschen zu thun hat, hat selbst dazu gedient, das Land der Freyheit von diesem Räubergesindel zu befreyen. Dieser Krieg hat auch den Nutzen gehabt, die Abscheulichkeit des Royalismus und die unsinnige Priesterwuth in seiner ganzen Größe zu zeigen, so

*) die vielen Generale, denen der Proceß gemacht wurde.

so wie diejenigen zu entlarven, die sich nur unter die Fahnen der Republik begeben hatten, um ihr desto sicherer Streiche versetzen zu können, oder um ihrem Ehrgeitz, unter dem Namen des Patriotismus, desto mehr Nahrung zu geben. Daher ist das Volk auch durch diese Reihe von Grausamkeiten und Verräthereyen zu neuen Einsichten gelangt, da dieselben überall schreckliche und empörende Eindrücke zurückgelassen haben.

Diese Begebenheiten haben also doch dieses Trostreiche bey sich, daß sie durch ihre Abscheulichkeit den Haß gegen die Tyranney genährt und vermehrt haben, einen Haß, der natürlich, gerecht, und von der Liebe zur Freyheit unzertrennlich ist, der bey dem schnellen Uebergang von der Sklaverey zu einem Freystaat, das heißt, von der Erniedrigung der Menschheit zum höchsten Grad der Erhebung ihrer Würde, die Stelle der bürgerlichen Tugenden eingenommen hat, die wir noch nicht haben, der indeß doch die Immoralität so vieler schlechten Menschen etwas verringert hat.

Dieser tiefe Abscheu vor dem Despotismus ist es, der sich selbst unter den Verbindungen, die die Verschwornen (gegen den neuen Freystaat) eingegangen waren, mit fand, und sie mehr als einmal in ihre eignen Stricke mit fallen ließ, dieser ist es, der die eigentliche Ursache ihres Falls am 14ten Jul. 6ten Oct. 10ten Aug. und 31sten May wurde. Dieser eingewurzelte Haß ist es,

der,

der, Trotz aller Intriguen, das allgemeine Urtheil über unsre Sachen immer aufrecht erhielt und Sie in einen hellen Strudel hineinbrachte, der aber weit von dem Schlunde, der sich so oft unter Ihren Füssen geöffnet hatte, entfernt ist, und Sie auf einen Grad der Höhe führt, von welcher Sie Ihre Feinde schon zu Ihren Füssen sehen.

Jetzt kommt es nur darauf an, sich dabey zu erhalten. Denn, wenn die Revolution beym Volk ist, so hängt ihr guter Erfolg von den Talenten, von der Betriebsamkeit, und von der weisen Staatskunst derjenigen ab, die das Staatsruder führen. Das Französische Volk hat Ihnen ein Geschäft, das eben so weitläuftig als schwer auszuführen ist, übertragen. Die Errichtung einer Demokratie bey einer Nation, die lange Zeit in Fesseln geschmachtet hat, kann mit dem Bestreben der Natur bey dem so außerordentlichen Uebergang vom Nichts zur Existenz verglichen werden: eine Anstrengung, die gewiß größer ist, als der Uebergang vom Leben zur gänzlichen Vernichtung. Man muß das Volk, dem man die Freyheit wiedergeben will, gleichsam umschaffen, weil man alte Vorurtheile wegräumen, alte Gewohnheiten verändern, schlechte Neigungen verbessern, überflüssige Bedürfnisse einschränken, und eingewurzelte Laster ausrotten muß; man muß daher hier alle Federn springen lassen, um Bürgertugend wieder zu wecken, und die Leidenschaften der Habsucht und Intrigue zu unterdrücken.

Bürger! die unbiegsame Härte des Lykurgus wurde für die Spartanische Republik ein unerschütterlicher Grundpfeiler; der weiche und biegsame Charakter Solons aber stürzte Athen in die Sklaverey. Diese Parallele faßt die ganze Regierungskunst in sich. Indem der Konsul Brutus seine beyden Söhne, die Verräther waren, zum Tode verdammte, sahe er wohl voraus, daß eine solche Strenge, die die Gemüther zugleich mit Bewunderung und Schrecken erfüllte, auf lange Zeit allen Saamen der Verschwörung vertilgen würde. Ein so richtiger Schluß, daß nach einem solchen schrecklichen Beyspiel Tarquinen keine andre Hülfsquelle übrig blieb, als sein Schicksal in einer Schlacht aufs Spiel zu setzen, in welcher er denn überwunden, und Roms Freyheit gesichert wurde. Nun, wer sollte jetzt auf den Umsturz unsrer Verfassung sinnen, nachdem Sie solche Beyspiele von Gerechtigkeit gegeben haben. Die Republik behält immer den Sieg. Da alle Faktionen niedergeschlagen sind, so gleichen ihre elenden Agenten, die nur auf ihre persönliche Sicherheit denken, den zerstreueten Stücken einer zerhauenen Schlange, die sich vergeblich bestrebet, sich wieder zu vereinigen, und deren Zuckungen die letzten Anzeichen ihrer Existenz sind.

Wie viele Ströme von Blut wären erspart worden, wenn das aufgebrachte Volk an dem bekannten 14ten Julius den verhaßten Kapet und

seine

seine verruchten Höflinge aus dem Wege geräumt hätte! Revolutionen sind ein politischer Krieg zwischen einer Nation, die aufs äusserste gebracht ist, und den Werkzeugen der obersten Gewalt, die sie unterdrückt haben. Diese athmen in ihrer Wuth nichts als Mord und Verwüstung, theils, um sich zu rächen, wegen der Freyheit, die sich das Volk herausgenommen hat, theils, um es wieder durch das Schrecken und die Verheerungen, die sie anrichten, zur Knechtschaft zurückzubringen. Dem überdachten Mord der ganzen Gesellschaft kann man nicht anders als durch den Tod der Verschwornen zuvorkommen; den Mörder tödtet man deswegen, um nicht unter seinen eignen Streichen zu fallen. Die Hinrichtung des Katilina rettete dem Römischen Senat und vielen tausend Schlachtopfern das Leben. Die Häupter zweyer gleich mächtiger Verschwörungen niedergeschlagen zu haben, heißt dem Untergang derjenigen, die sie aus dem Wege zu räumen suchten, zuvorgekommen zu seyn; heißt das Volk und seine Repräsentanten dem Blutbade, das ihnen bereitet wurde, entrissen zu habeu; heißt endlich den Sieg für unsre Waffen bereitet zu haben, indem man die Vorposten des Feindes überwältigt, und sein Hauptquartier weggenommen, ehe man ihm noch ein Treffen geliefert.

Deswegen schweigt die Mißgunst immer nicht, ob sie gleich weniger als jemals wirksam seyn kann, sie schließt sich an alle politischen Vorfälle an, um

Nutzen daraus zu ziehen, sie denkt auf nichts als Unordnung und Chaos, um sich einen glücklichen Erfolg zu verschaffen, sie ist es, daß ichs kurz sage, die unaufhörlich die guten und schlechten Handlungen erforscht, um das Gute zu vergiften und das Böse noch schlimmer zu machen. Erwarten Sie also nichts anders, als daß sie, da sie weiter nichts thun, als Sie verleumden kann, sich bemühen wird, einen Schatten auf Ihre Absichten und Ihr Vorhaben zu werfen, und Sie, wo möglich, um das öffentliche Zutrauen zu bringen. Wenn die Zügel des Regiments hin und her schwanken, so beklagt sich der Arglistige, daß es denen, die dieselben führen, an Kraft, an Einsicht und Erfahrung fehlt, dieses Geschrey aber und dieser affektirte Eifer hat nichts anders zu seinem Augenmerk, als Stellen zu erhalten, wo man sich in die Trümmern des Staats theilen könnte. Wenn nun im Gegentheil die Regierung mit einem festen Schritt und standhaft zu Werke geht, so bemüht sich die in Schrecken gesetzte Intrigue, die schwachen Gemüther mit Furcht zu erfüllen, und diejenigen auf ihre Seite zu bringen, denen das Gewissen Vorwürfe macht und die sich nicht sicher wissen. Dieses gegenseitige Verhältniß macht, daß das Vaterland sich zwischen zwey Klippen befindet, die vielleicht schwer zu vermeiden wären, wenn die Freyheit eben den Weg gehen könnte, den der Despotismus geht. Dieser sieht die Nothwendigkeit ein,

sich

sich in Geheimnisse zu hüllen, um einen Theil seiner Blösse und Abscheulichkeit zu bedecken, die Freyheit hingegen zeigt sich ganz offenbar, aus Besorgniß, daß ihre starke Bildung und ihre nervichten Bewegungen nicht ein fehlerhaftes Ansehen durch Dunkelheit bekommen möchten.

Die Publicität Ihrer Berathschlagungen ist, indem sie theils die Rechte des Volks sichert, theils Ihnen immer die Meynung desselben bekannt werden läßt, Ihr beyderseitiger Schutz. Also haben Sie kein Bedenken, so lange noch eine ruchlose Race existirt, die das Fieber der Revolution zn verlängern sucht, um Vortheil daraus zu ziehen, strenge zu seyn: die Gerechtigkeit liegt so sehr in der Natur des Menschen, daß sich niemals eine Nation gegen dieselbe empört hat. Bloß die Unbilligkeit verursacht Unruhen. Derjenige, den sein Gewissen schon im Voraus verdammt, findet nicht einmal bey sich selbst etwas, womit er sich gegen seine Verurtheilung setzen könnte.

Es ist wahr, die Gerechtigkeit war lange Zeit ein Ausdruck, der sehr gemißbraucht, oder vielmehr entheiligt wurde. Sehr lange Zeit hat die Unterdrückungssucht, die Treulosigkeit und Habsucht ihre frevelhaften Unternehmungen mit dem geheiligten Schleyer derselben bedeckt, diese hat aber so sprechende Züge, einen Charakter, der so fest in den Rechten und Tugenden des Menschen gegründet ist, daß sie nicht verkannt werden kann, wenn man sie recht betrachtet.

Die Gerechtigkeit rührt von der Meynung des Volks und nicht von der willkührlichen und unzusammenhängenden Entscheidung der obrigkeitlichen Personen, die nur das Werkzeug desselben sind, her. Die Gerechtigkeit entspringt aus der genauen Aehnlichkeit, die die Belohnungen und Strafen für alle Bürger haben müssen, so, daß die Gleichheit selbst nichts anders ist, als die Herrschaft der Gerechtigkeit in ihrem ganzen Umfange, welches den falschen Begriff, der vom Machiavellismus herrührt, niederschlägt, daß nämlich die Gleichheit alle Arten von Muthwillen und Räubereyen begünstige. Dieses ist die Gerechtigkeit, die bey der Einrichtung des Manlius Statt fand, der sich umsonst auf seine 30 Siege berief, die durch seine Verrätherey gänzlich verdunkelt waren. Die Ungerechtigkeit hingegen, oder Unbilligkeit bereitet für einen Sokrates den Giftbecher, der ihn trank, indem er, aus Achtung für die Gesetze, dem Rath seiner Freunde, sich durch die Flucht zu retten, nicht Gehör gab. Die Gerechtigkeit rief den Pausanias zum zweytenmal vor Gericht, da man ihm das erstemal kein Einverständniß mit dem Xerxes erweisen konnte. Hingegen verwarf sie mit Unwillen die lächerliche Anklage des Quintus und Petillius gegen den Scipio Afrikanus.

Sie betrachtet mit Unwillen den Stolz und Geiz des Koriolan, und verurtheilt ihn zur Landesverweisung, weil er sich unterstand, etwas zu

verlangen, was dem Interesse des Volks zuwider war, unterdessen, daß sie den Fabricius und Paul Aemil aus der Verborgenheit des Landlebens hervorzog, um sie an die Spitze der Legionen zu stellen, die den Pyrrhus und Karthago besiegten. Sie ist das Werkzeug der Wahrheit, und der Blitzstrahl, der den Betrug vernichtet. Sie verabscheut die Grausamkeit, und bedient sich nur des Schwerdts, um das Volk von den Dolchen der Mörder zu befreyen. Sie ist das Schild der freyen Nationen, gegen die Wuth derer, die sie beherrschen wollen, sie dient der Unschuld zur Stütze gegen die Verkehrtheit der Mächtigen und Ehrgeizigen, sie muntert das Talent auf, und begegnet dem Laster und der Intrigue mit Mißbilligung. So lange also der Rechtschaffene in Friede und Ruhe leben kann, und der Gottlose allein sich fürchten muß, thut die Regierung ihre Pflicht. Alsdann aber erhebt der Despotismus sein Haupt, wenn man verurtheilt wird, weil man rechtschaffen ist, oder weil man sich nicht unterdrücken lassen will; von diesem Augenblick an verliert die Regierung ihre wahre Stärke; diese moralische Stärke, die in der Meynung des Publikums ihren Grund hat, und auf die Art über die menschlichen Leidenschaften erhaben ist; diese Stärke, die mächtiger als Bayonette wirkt, und die der Despotismus selbst zu schonen sucht; diese Stärke, die auf einmal die Fesseln einer unterjochten Nation zerbricht, indem sie einen gewaltsamen Wi-

derstand gegen den Tyrannen, vor dem man eben noch zitterte, verursacht; diese Stärke, die, indem sie den Themistokles und Miltiades ausstieß, dem Aristides ein solches Uebergewicht gab, einzig und allein deswegen, weil er gerecht war. Ein Unglück also für diejenigen, die sich vor dem Regiment der Gerechtigkeit fürchten müssen. Das sind eben die eigentlichen Feinde aller gesellschaftlichen Ordnung, da keine Regierung, keine Freyheit, keine allgemeine Wohlfahrt bestehen kann, wenn nicht dieses Einschränkungsmittel in Thätigkeit ist, welches alle Bewegungen des Staatskörpers in Ordnung erhalten muß, und welches demselben eine weise und nützliche Richtung giebt. Vielleicht halten etwa diese so sehr in Schrecken gesetzten Menschen die laute Stimme ihres bösen Gewissens für die Stimme des Volks, das sie aufzeichnet, und schon an die Richterstühle schleppt. Ihr Thoren! macht euch zum wenigsten die schaudervollen Exempel zu Nutze, die euch in Schrecken setzen. Wenn ihr euch vor dem Schafott fürchtet, so denkt darüber nach, daß man immer Schritt vor Schritt dahin kommt, indem man von Irrthümern zu Ausschweifungen, und von da zu Vergehungen und Verbrechen fortgeht.

Bürger! ohne Unterlaß an der unerschütterlichen Solidität der Republik zu arbeiten, das ist die vornehmste, das ist die wichtigste Ihrer Verpflichtungen. Alles, was nicht geradezu dieses

Ziel zum Augenmerk hat, ist schon ein großer Fehler; alles, was demselben widersteht, ist schon ein Unternehmen gegen das öffentliche Wohl, und heißt sich selbst einen Abgrund graben, an deren Rande Sie alle Ihre Macht anwenden müßten, um das Volk nicht hineinfallen zu lassen. Was sage ich? wenn er sich wirklich öffnete, so wären Sie gewiß als neue Decier diejenigen, die sich hineinstürzten, um ihn auszufüllen. Es giebt kein Gelübde, es giebt keine Art der Aufopferung, die das Vaterland nicht berechtigt wäre, von Ihnen zu fordern. Da Sie an dem ersten Posten stehen, so haben Sie die Verbindlichkeit auf sich, das Volk zu erhalten, und es wäre keine Sache für Gesetzgeber, die schon so große Dinge gethan haben, ihren Eid zu brechen. Was hat der Tod zu bedeuten, wenn die Ehre Sie unsterblich macht; wenn alle Rechtschaffne Sie bedauern; wenn alle, die einen großen Muth haben, Ihnen ähnlich zu werden wünschen?

Der Tod Pelletiers und Marats hat den Staatskörper durch den Abscheu, den so schwarze Verbrechen erregen, in eine heilsame Bewegung gesetzt. Diese beyden Männer haben ihre und unsre Stelle bezeichnet. Schande ists für denjenigen, der von diesen Schranken nicht seine Blicke auf das Pantheon heftet. Was wird dieser Tempel nun für denjenigen seyn, der auf immer dahin kommt? Der Tod, der Befreyer des Vaterlands, schreyt noch mehr um Rache, gegen diejenigen, die den Gang

der

der Revolution zu lähmen suchen, als gegen die Despoten, die uns bekriegen. Diese Ungeheuer sind zwar die Verwüster der Welt, aber der schlechte Bürger ist ein treuloser Mörder, der sein Messer verrätherisch in den Busen seiner eignen Brüder stößt. Ein empörendes Verbrechen, das über kurz oder lang seine Strafe empfängt.

Das Blut, das durch die Verrätherey des Montesquieu geflossen ist, ist schon auf den Kopf des Vergniaux und seiner Mitschuldigen zurückgefallen, die den Rapport des ersten Anklagedekrets gegen diesen General übernahmen. Daß dieser Verschworne so lange ungestraft blieb, war die Ursach, die den infamen Brünet bewog, seinem Beyspiel zu folgen, die auch dem lasterhaften Küstine so viel Kühnheit einflößte, und dem treulosen Houchard verstattete, uns die Früchte eines Sieges zu rauben, der durch die Einschliessung der Englischen Armee, und durch die Gefangennehmung des Herzogs von Yorck, dem Kriege hätte ein Ende machen können. Mögen doch alle Generale, die diesen Verräthern nachahmen, auch so, wie sie, umkommen!

Da die Emigranten fast in Verzweifelung gerathen sind, da sie Heberts und Ronsins Hinrichtung vernahmen, so werden sich die verbundenen Könige entsetzen, ja, sie werden verloren seyn, wenn die Generalstäbe unserer Armeen einmal werden gereinigt seyn. Hier ist es, wo alle Faktio-

nen,

nen sich bemüht haben, ihre Kreaturen hinzubringen, um sich Stützen zu verschaffen, diesen Posten haben die ränkevollen Anhänger der alten Verfassung eingenommen, um ihren geheimen Freunden desto leichter die Hand bieten zu können. Aber glauben Sie, daß die Aufsuchung derselben nicht so leicht ist, und vielleicht findet man einmal, um diese verkauften Seelen auf einmal kennen zu lernen, das Verzeichniß derselben in der Brieftasche eines Oesterreichers. Dem mag nun seyn wie ihm will, wir werden ohne Barmherzigkeit diejenigen niederschlagen, die nach und nach die Larve abziehen. Dieses ist die schönste Hekatombe, womit man den Sieg feyern kann. Uebrigens, wenn man 12 Armeen auf den Beinen hat, so hat man nicht bloß den Abfall derselben zu befürchten und demselben vorzubeugen, der Einfluß und Ehrgeiz eines unternehmenden Chefs, der auf einmal aus Reih und Gliede tritt, ist eben so furchtbar. Die Geschichte lehrt uns, daß hierdurch alle Republiken untergegangen sind. In einer Monarchie ist die Armee das Hauptwerkzeug des Despotismus. In einem Freystaat sind die Chefs derselben allezeit unruhig, man muß sogar manchmal in ihre Feldzüge ein Mißtrauen setzen. Dümouriers Gewinnst der Schlacht bey Jemappe, und seine Siege in den Niederlanden, hatten keinen andern Zweck als sich ein unbegränztes Vertrauen zu verschaffen, um desto leichter die Republik vernichten zu können. Jedes auf seine Freyheit eifersüchtige Volk muß selbst gegen die

vortrefflichen Eigenschaften der Männer, die einen vorzüglichen Posten einnehmen, auf seiner Hut seyn. Das blinde Zutrauen erzeugt die Anbetung, und diese entfernt die Eigenliebe, die den Ehrgeiz weckt, und schwache Seelen, die schon ohnedieß zum Bösen disponirt sind, werden dadurch lasterhaft. Der hinterlistige Perikles nahm alle Tugenden eines recht populären Mannes an, um die Ketten zu bedecken, die er den Atheniensern schmiedete.

Vergessen Sie nicht, daß der erste Tyrann, der sich im Römischen Staat aufwarf, aus der Hauptstadt mit dem blossen Feldherrntitel abgieng, und nach Bezwingung der Gallier als Ueberwinder und Herr seines Vaterlandes zurückkehrte. Vergessen Sie nicht, daß die Armee bey Fairfax die usurpirte Macht Kromwells unterstützte, vergessen Sie nicht die Bemühungen Lafayettes, der seine Armee aus dem verschanzten Lager bey Sedan nach Paris führen wollte. Vergessen Sie besonders nicht den Plan, der neulich ziemlich hörbar wurde, Frankreich zu einem Militärstaat zu machen, und die Revolutionsarmeen nach und nach aufzuheben, als wenn in einem Staat, wo alles Soldat ist, die innerliche Macht bey jemanden anders als beym Volk seyn könnte. So haben auch alle diejenigen ziemlich deutlich eine Gegenrevolution gewünscht, die einer nach dem andern die Bewaffnung der Bürger zu hindern suchten. Die Despoten, die ihre Unterthanen in Unterdrücker und Unterdrückte eintheilen, setzen das Recht, Waffen zu tragen, in die Klasse der Verbre-

chen, wenn einer nicht einer von ihren Spießgesellen ist. Eine große Lehre für freye Nationen, wo jedes Individuum, das seine Rechte kennt, mehr an seiner Flinte und Pike hängen muß, als an seinem Leben!

Diese große und zusammenhängende Masse des Volks wird zu jeder Zeit das einzige geschickte Gegengewicht gegen die Gefahren der Anmaaßung, die das Militär gemeiniglich hat, seyn, wenn nämlich die Regierung, die vom Volke sich herschreibt, durch ihre Klugheit und Kraft überall ein vollkommenes Gleichgewicht zu erhalten versteht, das der Vernunft ähnlich ist, die aus einem Menschen ein erhabenes Wesen macht, so lange sie ihn beherrscht, und einen Thoren oder Rasenden, sobald sie ihn verläßt. Ein Militärstaat ist der schlechteste nach dem theokratischen, welcher letztere nur darum noch schlimmer ist, weil er sich sogar der Gewissen bemeistert. Ein Militärstaat hat nichts als Gewaltthätigkeit und Tod zu seinen Dienern. Er ist ein Schwerdt, das sich in den Händen der personificirten Grausamkeit befindet, ein nach Blut dürstender Tieger, der noch furchtbarer ist, wenn er angeschlossen ist. Möchte doch der Haß, den er einflößt, sich niemals verringern, und unaufhörlich uns ins Gedächtniß rufen, daß man nicht anders als durch eine anhaltende und zugleich mitwirkende Standhaftigkeit im Stande ist, diese neue Gefahr zu entfernen. Es ist ein Staatsgrundsatz, den schon ein Alter gesagt hat: Cedant arma togæ, die Waffen müssen dem Bürgerrock nach-

stehen. Hätte wohl Cäsar es gewagt, dem Dekret, welches ihn absetzte, nicht zu gehorchen, und über den Rubiko zu gehen, wenn er nicht schon gewußt hätte, daß der Römische Rath sich vom Pompejus beherrschen ließe?

Behalten Sie also einen festen Muth, wie das Volk, das Sie vorstellen, und Sie werden durch Ihre Kraft allen Pfeilen des Ehrgeizes widerstehen, und mit einem einzigen Blick alle die Insecten in den Koth zurückschrecken, die Sie umgeben, um sich auf Ihre Stellen zu setzen: und wenn die Könige, die wir bestreiten, Giganten wären, so werden sie in Ihrer Gegenwart nur Pygmäen seyn: mögen sie alsdann mit ihren Horden von Sklaven kommen, 25 Millionen Menschen werden auf Ihr Wort herbeyeilen, wenn unsre Legionen nicht zureichen sollten. Aber was sag' ich! die Anzahl der letztern hat sich seit den Siegen von Dünkirchen, Maubeuge, Toulon und Landau verdoppelt, und gewiß mit Trouppen, die so von Muth und Patriotismus entflammt sind, gehört eben nicht so gar viel dazu, um die Niederlage der Feinde, die schon halb besiegt sind, zu vollenden. Ich will hier nicht einmal von denen Mächten reden, die, wenn sie nur ihre Existenz behalten wollen, neutral bleiben müssen, noch von denen, die nur auf ein kühnes Unternehmen von unsrer Seite warten, um sich ganz von der Coalition zu trennen, oder gar sich gegen dieselbe zu erklären.

Sie brauchen weiter nichts als Ihre erklärten Feinde in politischer Rücksicht betrachten, und Sie wer-

werden sehen, daß dieser Krieg die Quelle unsers Ruhms und den Saamen des Verderbens unsrer Feinde bey sich führt: denn hätten sie wohl jemals den geringsten Vortheil über die Republikaner erhalten, wenn unsre unwürdigen Chefs nicht treulos genug gewesen wären, sie auf die Bahn der Ehre zu führen, und Banden von Sklaven einige Vortheile zu gewähren, die von keiner Dauer sind?

Schon jetzt haben Sie durch den festen Schritt, mit dem Sie zu Werke gehen, alle Vortheile der Feinde der Freyheit vernichtet, und ihnen alle Aussichten benommen, die ihnen die Europäischen Höfe gemacht hatten. Was kann sich der Kaiser und der König von Spanien noch vor Hoffnung machen, seitdem die Nationalgerechtigkeit die Französische Freyheit mit dem unreinen Blut seiner Despoten versiegelt hat. Preussens und Englands Ansprüche sind mit Brissot, Karra, Hebert, Danton und Fabre-Eglantines in die Vergangenheit übergegangen. Es war keinesweges die Theilung oder das Zerstücken von Frankreich, was die koalisirten Mächte bezielten, sondern die Wiederherstellung der königlichen Würde, der Umsturz einer Republik, die durch den Fortschritt besserer Einsichten, auf der Freyheit und Gleichheit gegründet, von einer mächtigen Nation unterstützt, ihrer eignen Krone drohe. Ihr unwissenden Monarchen! Wenn euch die Geschichte bekannt wäre, so wüßtet ihr, daß Porsenna auch den Tarquin wieder auf den Thron setzen wollte; daß aber die

heroische That eines einzigen Mannes so viel als eine siegreiche Armee that; ihr wüßtet, daß Mucius Scävola durch eine mehr als menschliche Unerschrockenheit dem König von Etrurien zu erkennen gab, durch nichts als durch eine schleunige Flucht könne er der Gefahr entrinnen, in die er sich dadurch gestürzet, daß er eine Nation angegriffen, die im Stande wäre, solche Wunder zu thun. Und ihr, die ihr die Rolle dieses Despoten spielt, was könnt ihr denn von dem Kriege der Tyrannen gegen die Freyheit erwarten? den Tod, da zwölf hundert tausend Republikaner da sind, um ihn euch zu bringen. Ihr habt es so gewollt, wohlan, wir werden nicht zögern, euch zu überwinden, und euch in den Stand zu setzen, gar nicht mehr schaden zu können, oder eine Nation zu beunruhigen, die frey seyn wird; Trotz euch und eurer Treulosigkeit.

Aber faßt wieder Muth, ihr Völker, zu denen wir den Krieg bringen. Euch, deren Knechtschaft euch im Staub zu kriechen zwingt, trifft der Schlag dieses Blitzes nicht. Nur die Wälder und die bis an die Wolken ragenden stolzen Eichen sind es, die er zerschmettert. Der Blitzstrahl der Freyheit nimmt sich keinen andern Brennpunkt als die Gothischen Thürme, die durch ihre ungeheure Bauart die Erde belästigen, und die Menschheit erdrücken. Die beyden Häuser Oesterreich und Bourbon, müssen also bis auf den Grund zusammenstürzen, um von ihrem Schutt einen Friedenstempel zu errichten, der unverwüstlich ist.

Und

Und auch du, Albion! zittre! Die Stunde deines Falls ist nicht mehr weit. Das Laster hat dir Muth gegeben. Deine Schwachheit zeigt sich durch die Schlechtigkeit deiner Mittel. Man nimmt nicht seine Zuflucht zur Treulosigkeit, zur Bestechung, zu der Schande, falsche Assignate verfertigt zu haben, die sie noch dazu eingestehen, wenn man noch einiges Gefühl von Kraft und Stärke hat. Wo ist nun der Stolz, nach welchem du nach der Herrschaft über alle Meere zu streben schienest, und den Ocean mit deinen fliegenden Festungen bedecken wolltest? Bedenke also, daß Gold nicht hinlänglich ist, ein Volk zu unterjochen, das die Liebe zur Freyheit beseelt. Wir haben dich zu Toulon gelehrt, daß eine mit Sturm eroberte Stadt ein viel reellerer Besitz ist, als eine mit Geld erkaufte. Was für ein schimpfliches Schauspiel giebst du der Welt? Du fliehst furchtsam auf dem Mittelmeer, um dich mit dem Verräther Paoli, deinem Mitschuldigen, zu vereinigen, und dich zu bemühen, uns Korsika wegzunehmen, das schon zum Voraus durch den Bürgerkrieg, den du daselbst erregt hast, geschwächt war. An der Insel Manche liegt deine Flotte vor Anker, um zu beobachten, ob die Feuersbrunst, die du seit 18 Monaten unter uns zu erregen suchst, nicht endlich von den äussersten Gränzen der Republik bis zu deren Mittelpunkt fortgehen wird. Auch hier hast du deine Guineen umsonst verschwendet. Die Französische Nation besteht nicht aus der Hand voll Schildwächter, die sich jedem verkaufen, der

sie in Sold nehmen will, noch aus den Ausreissern von uns, die von sich selbst fallen, indem sie nach einem eingebildeten Glücke oder nach Ehrenstellen jagen. Berühmtes Londonisches Kabinet! das ist das Resultat deiner tiefen Staatskunst, ein ewiger Schimpf für dich, und ein Blutgerüste für deine Freunde! Jetzt bleibt dir nichts anders übrig, als uns zu bekriegen, und es fehlt uns nun auch nicht an Flotten, die auslaufen können, und noch weniger an Republikanern, um sie zu besetzen, um die niedrigen Sklaven eines schwachen Despoten zu überwinden. Man giebt nur ein Zeichen zum Feuern und zum Entern, welches letztere jederzeit für die Französische Hitze das Zeichen des Sieges war.

Ein Hauptgrundsatz unsrer Feldzüge ist dieser: wir marschiren nicht, um zu erobern, sondern, um zu überwinden; nicht, um uns durch die Trunkenheit der Triumphe einnehmen zu lassen, sondern, um da gleich aufzuhören, wenn der Tod eines feindlichen Soldaten der Freyheit nichts nützte.

Die Erfahrung mehrerer Jahrhunderte hat hinlänglich bewiesen, daß ein kriegerisches Volk sich selbst das Joch bereitet, das es andern Nationen auferlegen will. Der Durst nach Eroberungen öffnet die Seele der Tollkühnheit, dem Ehrgeiz, dem Geiz, der Ungerechtigkeit und Wildheit, Leidenschaften, die über kurz oder lang den kleinern Haufen in Beherrscher, und die übrigen in Sklaven verwandeln, aber wir wollen aus keiner andern Ursach den Sieg, als um den Freystaat

sicher

sicher zu stellen, und wir wissen, daß dieser Feldzug entscheidend seyn muß. Nach vierjährigen Bewegungen und Anstrengungen ist es einmal Zeit, daß diese Kette von Drangsalen ein Ende habe. Diese Empfindung kann keinem lebendigen Geschöpf verargt werden, dem Liebe zu seiner Erhaltung angebohren ist; und wenn das Blut auch noch fließt, so dient es zum wenigsten dazu, um zum erstenmal und zugleich auf immer die Rechte der Menschheit zu besiegeln. Das ist das letzte mörderische Opfer, worüber sie seufzen wird, und zwar deswegen das letzte, weil es gebracht wird, um die Werthschätzung des Menschen, die Achtung, die sie sich einander schuldig sind, das Zutrauen, das dieselbe einflößt, die Frömmigkeit, die darauf folgt, das Wohlwollen, das sie begleitet, die arbeitsame Thätigkeit, die so geehrt wird, die Nacheiferung, die sie erweckt, den individuellen Wohlstand, den sie verschafft, und die bürgerliche Harmonie, die die Herzen, die sich in einem so guten Zustande befinden, so eng verbindet, zurückzubringen.

Das ist das bezaubernde Gemälde, welches die Wolken unsers politischen Himmels allmählich mildern, und zerstreuen muß. Wir können die ganz verdorbenen Geschöpfe zu Lügnern machen, die nicht einmal an die Möglichkeit einer Tugend glauben, weil ihr mephytischer Odem so oft das verpestet hat, was sie berühren. Aber sie lügen in ihr eignes Gewissen hinein. Sie müßten gar keines haben, wenn sie niemals Bisse und Vor-

würfe darinn empfunden hätten. Die Laster sind wie Giftpflanzen, man muß sie eigends suchen, wenn man sie finden will, anstatt daß die guten und heilsamen Produkte auf allen Seiten unter unsern Füssen wachsen.

Uebrigens wäre es nicht hinlänglich, die Gerechtigkeit und Tugend vorgetragen zu haben, wenn man sich nicht zugleich bemühte, das Publikum von den Ursachen dieses Verfahrens zu instruiren, und überhaupt dem Volk diese Bildung zu verschaffen. Diese Bildung gehört nicht bloß in die Schulen, oder ausschliessend für die Jugend, nein, sie ist für alle Bürger bestimmt. Dieses ist nicht eine blosse Kultur des Geistes, sondern eine Reinigung des Herzens, eine Fortpflanzung republikanischer Gesinnungen.

Wenn man diesen Unterricht allgemein machen will, so muß man allen und jeden Bürgern die simpeln Wahrheiten bekannt machen, die die Grundlagen des gesellschaftlichen Wohls ausmachen. Dieser Unterricht findet sich in der Würde und Wichtigkeit eurer Berathschlagungen, in dem Eifer und heftigen Discussionen der Volksgesellschaften, an allen Orten, wo sich die Nation versammlet, in den Armeen, wo die Helden der Freyheit sich durch Strapazen abhärten, indem sie lernen dem Tode zu trotzen, um den Triumph der Republik sicher zu stellen, und in dem Beyspiel der häuslichen Tugenden, die ein Hausvater, der von seinen Kindern umgeben ist, unter denselben verbreitet. Dieser öffentliche Unterricht fließt

auch

auch aus guten moralischen Handlungen, aus patriotischen Tagebüchern, aus Schauspielen, worinn keine Obscenitäten vorkommen, und die nur tugendhafte und patriotische Handlungen schildern; er findet sich auch bey öffentlichen Festen, und selbst bey Denkmälern, die für große Handlungen, der kindlichen Ehrfurcht gegen die Eltern, und überhaupt allen erhabenen Ergiessungen, die das menschliche Herz zieren, errichtet sind. In einem Freystaat die Nation durch alle Mittel, die auf die Sinne und die Seele wirken, aufzuklären *) vergessen, heißt, das aus dem Gesicht verlieren, was am wirksamsten zu seiner Verbesserung seyn kann, heißt, die Freyheit aufs Spiel setzen, indem man unterläßt einen National-Charakter zu bilden, der das Volk jemehr und mehr mit seiner Constitution vertraut macht. Wenn der Despotismus für nöthig findet, das Menschengeschlecht dumm zu machen und dumm zu erhalten, um es desto besser unterdrücken zu können, so verlangt die Republik, daß jeder seine Rechte und Pflichten kenne, damit er eifersüchtig, die ersten zu erhalten, auch gewissenhaft in Erfüllung seiner Verbindlichkeiten sey. Die Gesellschaft ist ein täglicher Wechsel von gegenseitigen Hülfsleistungen, und das ist kein guter Bürger, dessen Herz sich nicht erweitert, wenn er Gelegenheit findet, seines Gleichen sich verbindlich zu machen.

*) Aufklärung im höchsten Grade wird also in Frankreich vor allen andern Ländern anzutreffen seyn. A. d. U.

Das Glück nur in sich allein setzen, heißt, sich zum Nachtheil der bürgerlichen Gesellschaft isoliren; heißt, seine eignen Genüsse beschränken, indem man den angenehmsten Empfindungen, nämlich des Wohlthuns, der Dankbarkeit und der Freundschaft selbst entsagt.

Bürger, Sie haben viel für das Vaterland gethan, wenn Sie durch die Uneigennützigkeit, die die Stifter der alten Freystaaten berühmt machte, die Franzosen lehren, sich von diesem unglücklichen Egoismus loszumachen, einem unreinen Ueberbleibsel des monarchischen Systems, das alles zertheilt, um seine Macht auf Uneinigkeit zu gründen, und folglich auf die Schwäche derjenigen, die er unterdrückt, ein Egoismus, der, indem er nur jedem sein eignes selbst, oder seine Stadt zeigt, die eine Parthey antreibt, alles aufzuhalten, und die andern mehr zu begehren, als sie nöthig haben, welches unaufhörlich die von der Regierung beliebten Vertheilungen erschwert, und in Unordnung bringt; ein Egoismus, der der Mißgunst noch ein Mittel mehr in die Hand giebt, anzurathen, uns nach Departementern, Distrikten, Kommunen, Familien und Individuen zu vereinigen! Wie? in dem angebautesten und fruchtbarsten Lande hält immer noch eine gemachte Theurung an? Macht uns das eine Ehre, uns mit den Lastern der Tyranney zu beflecken? Was thaten der abscheuliche Terray und verhaßte Foulon mehr? Da wir auf die Erde gesetzt sind, um ihre Wohlthaten zu genießen,

wie

wie können wir denn geitziger als sie selbst seyn? Man betrachte die Felder, niemals gaben sie schönere Aussichten, und wir sind es, die dieselben vereiteln! Sollten wir denn den Barbaren, die uns umgeben, die Unmenschlichkeit streitig machen! Sollten wir mit kaltem Blut unsern eignen Ruin bereiten! Franzosen, was macht ihr! hat uns der Feind überwunden, haben wir die Freyheit verlohren, weil wir nun selbst darauf denken, uns aus der Welt zu schaffen! Aber dieses abscheuliche Projekt ist nur ein Plan einiger Ungeheuer, die noch in den verborgenen Höhlen des Lasters stecken. Doch wird es ihnen nichts helfen, sie werden dem scharfen Blick der Gerechtigkeitspflege nicht entgehen, sie ist ihnen schon auf der Spur, und ihr rächender und unerbittlicher Arm wird in kurzem die Welt davon befreyen. Gewiß, man müßte einen sehr sonderbaren Begriff von der Freyheit haben, wenn man, nach dem Beyspiel des ausschweifenden Royalismus, annehmen wollte, sie vertrüge nicht einmal bürgerliche Tugenden: wenn das wäre, so hätte es wohl nicht der Mühe gelohnt, eine Revolution zu unternehmen, die so viel Opfer gekostet hat, und um eines Regiments willen, das mit Greuelthaten bedeckt ist, werden gewiß die Soldaten des Vaterlandes nicht dem Tode trotzen, und täglich so viel Standhaftigkeit und Heldenmuth beweisen. Bey der Republik kann man alle Talente entwickeln, hier giebt es tausend Wege, wobey einer seine Rechnung findet, wenn er seine Kräfte anwenden will. Mehr zu verlangen, wäre ungerecht, sich dieser Güter allein bemächtigen, wäre strafbar. Eine einzige Ausnahme findet hierbey Statt, nämlich die, die das Alter, und unvorhergesehene Unglücksfälle machen. Bürger! wir haben versprochen, den Unglücklichen zu helfen, noch weit schöner wäre es, wenn es keine Unglückliche gäbe. Wird

denn

denn endlich auch die Betteley einmal durch die Wohlthätigkeit der Nation aufhören, nicht auf die Art, wie es bey den Königen geschieht, die Tausende von Unglücklichen in den Hospitälern zusammen häufen, welches Gräber sind, die den Elenden verschlingen, um seine Existenz unter Noth und Druck zu verlängern, während daß der Stolz des Despotismus einen doppelten Nutzen daraus zieht, erstlich, daß man doch einen Schein von Mitleiden und Wohlwollen blicken läßt, und vors andre, welches noch gefährlicher ist, daß man sich weniger verhaßt zeigt, indem man den Blicken der Menge einen Theil des empörenden Gemäldes der Uebel, die man durch seine Thorheiten und Unbesonnenheiten über das menschliche Geschlecht verbreitet hat, entziehe. Ein edel denkendes Volk hingegen, das sich bloß durch Empfindungen der Billigkeit leiten läßt, theilt seine Gaben ohne Prahlerey aus. Der Arme bekömmt dieselben in seiner Wohnung. Darinn besteht die wahre Wohlthätigkeit, wenn man die Nothdurft im Verborgenen aufsucht, und weiß, daß man nichts für den Mangel gethan hat, wenn man ihm nicht die Hand reicht, ohne ihn seines schönsten Trostes zu berauben, und ohne ihn den Händen seiner Familie und seiner Freunde zu entreissen. Wollen Sie verhindern, daß dieser Aussatz nicht auch unsern Staatskörper vergifte, so sorgen Sie dafür, daß niemand, ohne sich mit Schande zu bedecken, sich weigern darf, ein nützliches Handwerk zu treiben, sorgen Sie vor allem dafür, daß niemand, der kraftvolle Arme und Liebe zur Arbeit hat, sich umsonst um Arbeit bemühe; u. daß öffentliche Gebäude, öffentliche Werkstätte, Kanäle, und Landstraßen dem arbeitsamen Bürger einen sichern Verdienst gewähren. Der Despotismus bringt den Elenden in eine Lage, wo er entweder Noth leiden oder Laster begehen muß; in einem Freystaat hingegen

erspart

erspart man der dürftigen Unschuld die Nothwendigkeit, strafbar zu werden. Nehmen Sie sich des Menschen von seiner ersten Jugend an, und bringen Sie ihn durch die Bewunderung der großen Thaten, und durch den Enthusiasmus, den sie einflößen, zur Tugend. Jede heroische That muß ihre Ehrensäulen*) haben, jede vortreffliche Aeußerung muß an den öffentlichen Festen gerühmt werden. Solche lebende und rührende Gemälde sind es, die so tiefe Eindrücke hinterlassen, die die Seele erheben, die das Genie aufmuntern, und die nach und nach Bürgertugend und Sinn dafür wecken, allgemeine Bürgertugend, die bloß aus der Verleugnung seines eignen Selbsts entspringt, wo denn auch alle gesellschaftlichen Tugenden von selbst folgen werden. Hieraus entspringen die gegenseitigen Näherungen, die die Menschen unmerklich dahin bringen, daß es ihnen zum Bedürfniß wird, sich einander aufzusuchen, sich mit einander zu vermischen und ihr größtes Vergnügen in die Gemeinschaft unter einander zu setzen, so wie ihre Freude durch die Mittheilung der Empfindungen bey gesellschaftlichen Lustbarkeiten zu bezeugen. Möchte doch das Vaterland, die gemeinschaftliche Mutter, alle seine Kinder ohne Unterschied in die Arme schließen, auf die Art würden sich die Mitglieder einer Familie auch ohne die Merkmale von Vorzügen, die unsre Vorfahren festgesetzt haben, achten und werthschätzen. Möchten sich die Sorgen desselben bis auf die letzten Augenblicke der Existenz erstrecken! Halten Sie es also nicht für unnütz, daß das Vaterland sich um den Leichenzug aller seiner Bürger bekümmert. Der Tod ist ein Ruf zur Gleichheit, den ein freyes Volk durch eine öffentliche Handlung, die ihm unaufhör-

*) Alle , wie bey den alten Griechen und Römern. Redeunt Saturnia regna. A. d. U.

hörlich diese wichtige Nachricht giebt, heiligen muß. Ein Leichenzug ist eine tröstende Ehrenbezeigung, und verwischt die unangenehmen Eindrücke des Todes: es ist das letzte Lebewohl der Natur. Bloß den Menschen, der schlecht gehandelt hat, wird das allgemeine Mißfallen mit Verachtung und Unwillen in das Grab stürzen, welcher dem Laster auch noch jenseits desselben folgt.

Bürger, auf die Weise hat das Alterthum im Schooß der Irrthümer, der Vorurtheile und Unwissenheit so große Männer hervorgebracht. So kann man die Gewissen und die Meynung in einen Ton, der freyen Seelen angemessen ist, stimmen, so wird es der Regierung ganz leicht, das Gute durch die Gewalt der Moralität zu bewirken, kurz, so heftet man das Volk Tag vor Tag mehr an seine Freyheit, und reizt die Vertheidiger derselben an, ihren Triumph zu beschleunigen, bloß um desto eher die Früchte des Siegs, der Ausdaurung und der Vernunft zu genießen.

Innhalt.

I. Beschreibung des Telegraphen, oder der neuerfundenen Fernschreibemaschine in Paris S. 5.
II. Ueber die Wichtigkeit des Kantischen Systems ausserhalb der Gränzen der Schule 19.
III. Etwas über den Briefwechsel zweyer Landprediger in Rücksicht auf den Aufsatz: Vom Einfluß eines höchsten und allgemein geltenden Moralprincips auf den Kanzelvortrag 37.
IV. Aus einem Briefe von Jena, über Reinholds Abgang nach Kiel 63.
V. Die Französischen Kriegsgefangenen 72.
VI. Ueber Danton. Ein aus dem Groben entworfenes Fragment, aus einem zu erscheinenden grössern Werke, über die Französische Revolution 81.
VII. Etwas über Sympathie. Eine philosophische Abhandlung 98.
Ode an die Natur 126.
VIII. System der Französischen Republik unter Robespierre. 127.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Repertorium der besten Aufsätze aus den neusten deutschen Zeitschriften

Berlin 1795

Bamberg, Staatsbibliothek -- Op.misc.o.16-s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11757352-9
VD18 12034479-001